Geschichtliche Jugend- und Volks-Bibliothek.

37. Band:

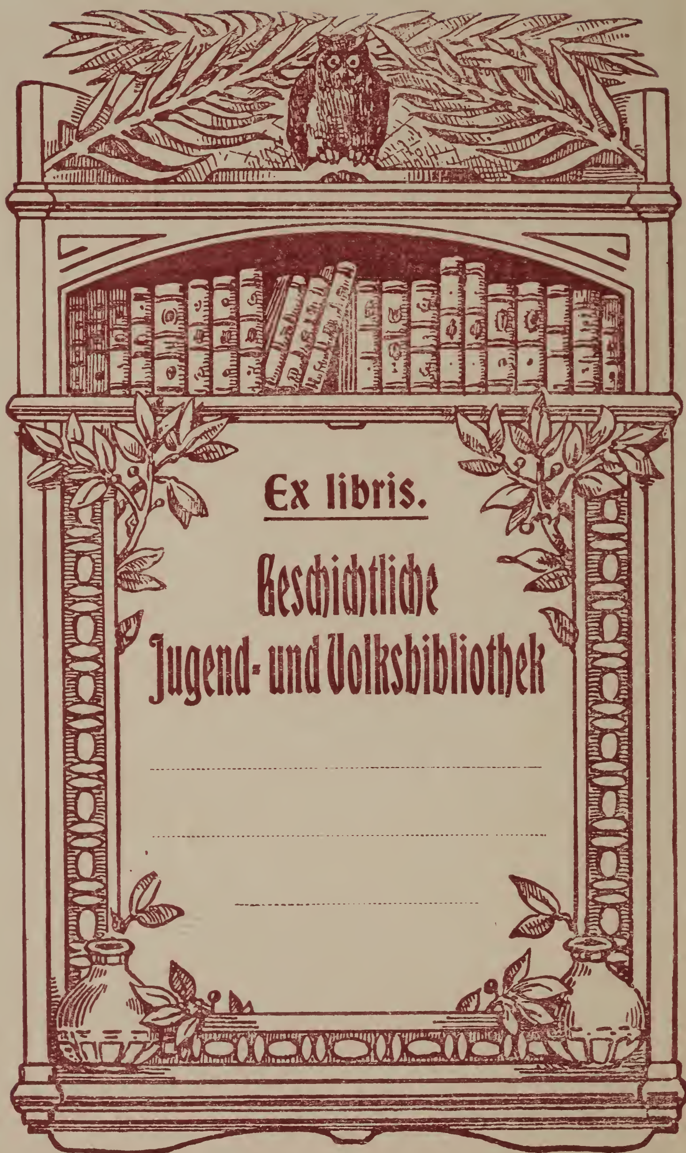
Arabien und seine Kultur.

Von

Dr. P. S. Landersdorfer, O.S.B.

Mit 31 Illustrationen
und 1 Kartenskizze.

Regensburg 1911
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz,
Buch- und Kunstdruckerei A.-G.,
— München-Regensburg. —


Ex libris.
Geschichtliche
Jugend- und Volksbibliothek

Geschichtliche Jugend- und Volksbibliothek.



1. **Sickenberger, Hermann, Wiederherstellung des kathol. Bekenntnisses in Deutschland.** 8°. (VIII, 148 S.) M. 1.—, in Original-Leinwandbd. M. 1.35.

Illustrierte Bändchen:

2. **Widmann,** Dr. S., K. Gymn.-Direktor, **Die Ursachen der großen französischen Revolution.** Mit 20 Illustr.
3. **Landmann,** Karl Ritter v., K. Generalleutnant, Exzellenz, **Die deutsche Erhebung im Jahre 1813.** Mit 17 Illustr.
4. **Falk,** Dr. Franz, Professor und Pfarrer, **Schule, Unterricht und Wissenschaft im Mittelalter.** Mit 23 Illustr.
5. **Meier,** P. Gabriel, O. S. B., Bibliothekar des Benediktinerstiftes Einsiedeln, **Der heilige Benedikt und sein Orden.** Mit 13 Illustrationen.
6. **Schlager,** P., Franziskanerordenspriester, **Die deutschen Franziskaner und ihre Verdienste um die Lösung der sozialen Frage.** Mit 12 Illustrationen.
7. **Kemper,** J., Rektor, **Mexiko unter Kaiser Maximilian I.** Mit 13 Illustrationen.
8. **Nießen,** Jos., Seminarlehrer, **Bonifatius oder der Sieg des Christentums bei den Deutschen.** Mit 11 Illustr.
9. **Steinberger,** Dr. Alfons, **Rudolf von Habsburg und Albrecht von Österreich.** Mit 10 Illustrationen.
10. **Bals,** Heinrich, Lehrer, **Ägypten und seine Kultur.** Mit 28 Illustrationen.

11/12. **Oberle,** W., Gymnasialoberlehrer, **Die französische Revolution vom Jahre 1789—1795.** Mit 49 Illustrationen. Broschiert M. 2.40, in eleg. Original-Leinwandbd. M. 3.40.

13. **Widmann,** Dr. Sim. Pet., **Die Bartholomäusnacht des Jahres 1572.** Mit 16 Illustrationen.
14. **Landmann,** Karl Ritter v., K. Generalleutnant z. D., **Kurfürst Max Emanuel.** Mit 17 Illustrationen.
15. **Kellner,** K., **Die Zeit der Verfolgungen.** Mit 16 Illustr.
16. **Kemper,** K., **Hexenwahn und Hexenprozesse in Deutschland.** Mit 13 Illustrationen.

□□□ Jedes Bändchen broschiert M. 1.20, □□□
in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.



Jedes Bändchen ist ein Ganzes und einzeln käuflich.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Geschichtliche Jugend- und Volksbibliothek.



17. **Fuchs,** Dr. Karl, **Österreichs Befreiungskrieg 1809.** Mit 28 Illustrationen.
18. **Riesch, H., Savonarola und seine Zeit.** Mit 16 Illustrationen.
19. **Brentano, H., Friedrich Barbarossa.** Mit 15 Illustrat.
20. **Steinberger,** Dr. Alfons, **Kaiser Otto I. der Große.** Mit 11 Illustrationen.
21. **Meier,** P. Gabriel, O. S. B., **Das Kloster St. Gallen.** Mit 17 Illustrationen.
22. **Streit,** P. Robert, O. M. J., **Die Portugiesen als Pfadfinder nach Ostindien.** Mit 20 Illustrationen.
23. **Weber,** Dr. theol. Alfred, **Luther und das Luthertum.** Mit 28 Illustrationen.
24. **Kemper,** J., Rektor, **Die Femgerichte.** Mit 17 Illustrat.
25. **Elsner,** P. Salesius, Franziskaner-Ordenspriester, **Die deutsche Frauenwelt im Mittelalter.** Mit 31 Illustrat.
26. **Fäh,** Dr. Adolf, **Die Kunst des Mittelalters.** Mit 58 Illustrationen.
27. **Eiermann,** Prof. Dr. A., **Napoleon Bonaparte.** Mit 29 Illustrationen.
28. **Bals,** Heinrich, **Die Türken und ihre Kriege gegen die Christen.** Mit 16 Illustrationen.

29/30. **Beer,** Lorenz, **Italiens nationale Einigung. Cavour.** Mit 32 Illustrationen und 1 Karte.

31. **Englert,** Dr. Seb., Gymnasialrektor, **Der Bauernkrieg 1525.** Mit 25 Illustrationen.
32. **Gloning,** P. Marian, S. O. C., **Ferdinand III., der Heilige, König von Castilien und León, und die Wiedereroberung Spaniens.** Mit 19 Illustrationen.

□□□ Jedes Bändchen broschiert M. 1.20, □□□
in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.



Jedes Bändchen ist ein Ganzes und einzeln käuflich.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Geschichtliche
Jugend- und Volksbibliothek.

37. Band:

Arabien und seine Kultur.

Von

Dr. P. S. Landersdorfer, O. S. B.
Gymnasiallehrer in Ettal.



Mit 31 Illustrationen und 1 Kartenskizze.

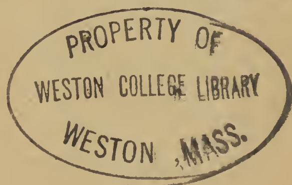
Regensburg 1911.
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- u. Kunstdruckerei
A.-G., München-Regensburg.

Arabien und seine Kultur.

Von

Dr. P. S. Landersdorfer, O. S. B.
Gymnasiallehrer in Ettal.





Mit 31 Illustrationen und 1 Kartenskizze.

Regensburg 1911.
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- u. Kunstdruckerei
A.-G., München-Regensburg.





Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.



Vorwort.

Von all den Ländern der alten Welt, welche im Laufe der Jahrhunderte einigermaßen von Bedeutung geworden sind für die geschichtliche und kulturelle Entwicklung der führenden Nationen, ist von der wissenschaftlichen Forschung schwerlich eines so stiefmütterlich behandelt worden wie die arabische Halbinsel. Während in Ägypten und Mesopotamien der Spaten schon seit Jahrzehnten in emsiger Tätigkeit ist und die verschiedensten Nationen in edlem Wettbewerb sich um die Erforschung dieser altehrwürdigen Kulturländer bemühen, ist Arabien selbst in rein geographischer Hinsicht noch zu einem großen Teile eine Terra incognita, geschweige denn, daß zur Hebung seiner geschichtlichen und kulturellen Denkmäler etwas geschehen wäre, was mit den enormen Opfern an Zeit und Geld, die den beiden Nachbarländern Jahr für Jahr gebracht werden, auch nur im entferntesten den Vergleich aushalten könnte. Schuld an dieser Erscheinung ist keineswegs der Mangel an Interesse dem alten Märchenlande gegenüber,

sondern hauptsächlich die Ungunst der äußeren Verhältnisse. Die unausbleibliche Folge dieser Tatsache aber ist, daß man die Geschichte der arabischen Halbinsel und ihre Bedeutung für den Gang der Weltgeschichte überhaupt, auch soweit sie bereits erforscht ist, vielfach zu wenig kennt oder wenigstens nicht entsprechend würdigt. Und doch hat auch das jetzt so öde und trostlose Land mit seiner urwüchsigen Bevölkerung bereits in altersgrauer Vorzeit und später nicht minder Jahrhunderte hindurch eine hervorragende Rolle in der Weltgeschichte gespielt; durch die von ihm ausgehenden, weltbewegenden Wanderungen hat es nicht nur wiederholt bestimmend in den Gang der politischen Geschichte eingegriffen, sondern es hat sich auch durch direkte und indirekte Zuführung neuer Kulturwerte für die Entwicklung der abendländischen Zivilisation als ein nicht zu unterschätzender Faktor erwiesen.

Diese weltgeschichtliche Bedeutung der heute vielfach nur dem Namen nach bekannten arabischen Halbinsel in gedrängter Kürze zu schildern und insbesondere der reiferen Jugend zum Verständnis zu bringen, ist dieses Büchlein geschrieben worden. Auf Vollständigkeit und Originalität kann und will es keinen Anspruch erheben. Der beschränkte Raum gestattete vielfach nur eine Markierung der Hauptlinien; nur die wichtigsten Momente wurden hervorgehoben, die Wirkungen oft

nur angedeutet. Wer sich über einzelne Punkte eingehender unterrichten und die hier gebotene Skizze durch eine ausführliche Darstellung beleben will, der sei auf die umstehend angegebenen Literaturwerke verwiesen, auf die sich auch die vorliegenden Ausführungen in den einschlägigen Abschnitten vorzüglich stützen.

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Verlagshandlung ist es möglich geworden, den Text durch eine Reihe passender Abbildungen zu beleben, die hoffentlich ebenso wie die beigegebene Kartenskizze dazu beitragen, den Zweck des Büchleins zu fördern.

Wenn schließlich auch der Druck verhältnismäßig korrekt ausgefallen ist und sich nicht allzuviele sinnstörende Druckfehler finden, so ist das nicht zum wenigsten das Verdienst meiner lieben Mitbrüder, P. Johannes M. Pfaettisch, Rektors der hiesigen Anstalt, und P. Bruno Graßl, Gymnasiallehrers an derselben, die beide die Güte hatten, je eine Korrektur zu lesen und die auch sonst dem Schriftchen ein warmes Interesse entgegenbrachten. Es sei ihnen dafür auch an dieser Stelle aufrichtig gedankt!

Ettal, den 16. Oktober 1910.

Der Verfasser.

Literatur.

A. Baumgartner, S. J. Die Literaturen Westasiens und der Nilländer (Geschichte der Weltliteratur Bd. I). Freiburg 1897.

C. Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur, Leipzig 1909.

J. L. Burckhard, Reisen in Arabien. Weimar 1830.

H. Grimme, Mohammed (Weltgeschichte in Charakterbildern). München 1904.

M. Hartmann, Der Islam, Geschichte — Glaube — Recht. Leipzig 1909.

J. Hell, Die Kultur der Araber. Leipzig 1909.

Fr. v. Hellwald, Völkerkunde. Nürnberg 1882.

G. Jakob, Altarabisches Beduinenleben, nach den Quellen geschildert. Berlin 1897.

P. W. v. Keppler, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient. 5. Aufl. Freiburg 1905.

A. v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen. Wien 1875—77.

A. Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte I. Bd. Einsiedeln 1909.

P. Nielsen, Die altarabische Mondreligion und die mosaische Überlieferung. Straßburg 1904.

H. Reckendorf, Mohammed und die Seinen. Leipzig 1907.

O. Weber, Arabien vor dem Islam. (Der Alte Orient III. 1) Leipzig 1901.

O. Weber, Forschungsreisen in Südarabien bis zum Auftreten Eduard Glasers. (Der Alte Orient VIII. 4. Leipzig 1907.

O. Weber, Eduard Glasers Forschungsreisen in Südarabien. (Der Alte Orient X. 2.) Leipzig 1909.

J. B. Weiß, Weltgeschichte Bd. 4. Graz und Leipzig 1901.

H. Winckler, H. Schurtz und C. Niebuhr, Westasien und Afrika. (Helmolts, Weltgeschichte Bd. 3.) Leipzig und Wien 1901.



Verzeichnis der Bilder.



Inhalt.




ARABIEN
und seine Nachbarländer
Maßstab 1 : 17 000 000
0 100 200 300 400 500
Kilometer
Grenze des türk. Reiches
arab. Wadis
im Bau befindl. Mekkabahn
Mittelländisches Meer
Alexandria
Port said
Jerusalem
Gaza
Damascus
Palmyra (Tadmor)
Bosra
Syr.-arab. Wüste
Mesopotamien
Bagdad
Babylon
Kufa
Hira
Basra
Kuweit
Edom
Petra
Maan
Akaba
Sinai
Aegypten
Nefud
Kusch
El-Ola
Chaibur
Nedsched
Leukekome
Medina (Jathrib)
Bedr
Mekka
Dschidda
Okoz
Jemama
Er Riad
Wadi Dawasir
Bahrein I.
Oman
Dahna
Nedschran
Hadramot
Raidan
Amran
Sana
Aden
Mokka
Bab-el-Mandeb
Arabisches Meer
Rotes Meer
Nubien
Nil
Atbara
Bahr el-asrek
Midian
Hedschas
Tehama
Kataban
Maïn
Dschof



Einleitung.

Arabien, die größte aller Halbinseln, ungefähr fünfmal so groß wie das Deutsche Reich, aber weniger Einwohner zählend als Bayern, stellt sich geographisch dar als ein mit Wüsten und Steppen ausgefülltes Hochland. Ursprünglich wohl nichts anderes als die Fortsetzung der afrikanischen Sahara beziehungsweise der sogenannten arabischen Wüste rechts vom Nil, und erst später durch den Einbruch des Roten Meeres von Afrika getrennt, hat es im Innern den Wüstencharakter beibehalten, während die Küstenländer unter dem Einfluß des milden Seeklimas zuweilen größere Strecken enthalten, auf welchen alle Bedingungen für die Entwicklung einer eigenen Kultur gegeben sind. Die Ränder des Hochlandes bilden im Westen und Süden und zum Teil auch im Osten terrassenförmig gegen das Meer abfallende Bergzüge, die ihre größte Höhe in der Südost- und Südwestecke der Halbinsel, in den Landschaften Oman und Jemen, erreichen und hier bis über 3000 m ansteigen. Besonders der Jemen, dieses herrliche Alpenland, gelegen in der heißen Zone, das auf seinen Abhängen fast alle Klimastufen vereinigt und in dem vor allem auch die Voraussetzung für jegliche Zivilisation, der Segen

fließenden Wassers in reichem Maße vorhanden ist und auf weite Strecken den Anbau von Getreide, Palmen und Weinstock, von Weihrauchstaude und Myrrhe lohnt, mußte selbst die unsteten Beduinenstämme zur Ansiedlung einladen und war wie kein anderes geeignet, die bereits vorhandenen Keime einer höheren Kultur zu reicher Blüte zu entfalten. Ähnliche Bedingungen, wenn auch nicht im gleichen Maße günstig, sind im Südosten gegeben, dem heutigen Oman. Die ganze übrige Halbinsel mit Ausnahme der Küstenstriche und etwa noch des besonders im Altertum als fruchtbar gepriesen Hügellandes Jemama-Nedsched in Zentralarabien, bildet eine ungeheure Wüste, durchsetzt mit Steppen und vereinzelten Oasen. Den Süden erfüllt die gewaltige und für den Wanderer äußerst gefährliche Sandwüste Dachna, nördlich vom Nedsched breitet sich die Wüste Nefud aus, an diese schließt sich sodann die syrisch-arabische Wüste, die sich östlich bis zu den Niederungen des Euphrat und westlich bis an die Grenze des palästinensischen Kulturlandes erstreckt. Das ganze gewaltige Wüstenfeld mit seinem ausgesprochen kontinentalen Klima bildet heute noch wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden einen willkommenen Tummelplatz für die Beduinen, die Söhne der Wüste.

Dieser Bodengestaltung entsprechend sind auch die Verkehrsverhältnisse in Arabien heute noch ebenso wie im Altertum äußerst ungünstig. Vor allem fehlen die natürlichen Verkehrsadern, die Flüsse, gänzlich. Die ganze große Halbinsel hat überhaupt keinen einzigen Wasserlauf, der den Namen Fluß verdienen würde. Allerdings gibt es einige Flußtäler, sogenannte Wadis, die sich nahezu durch die ganze Halbinsel alle in der Richtung von West nach Ost erstrecken; allein sie führen nur in der Regenzeit Wasser, den größten Teil des Jahres liegen sie trocken, nur ein leiser Anflug von

Vegetation verrät dem Wanderer die Anwesenheit von Feuchtigkeit. Können sie darum auch nicht als Wasserstraßen dienen, so werden sie dennoch für den Verkehr nutzbar gemacht als eine Art von natürlichen Landstraßen. In nord-südlicher Richtung haben sich seit alters zahlreiche Karawanenstraßen ausgebildet, von welchen die wichtigsten vom Jemen aus an der Westküste (Tihama, Hedschas) entlang über Mekka und Medina nach Damaskus, den Mittelmeerhäfen und dem Nildelta führen.

Wohl kein Teil der alten Welt, der seit alter Zeit im Leben der Völker einigermaßen eine Rolle gespielt hat, wurde von der wissenschaftlichen Forschung bis in die letzten Jahrzehnte so stiefmütterlich behandelt wie die arabische Halbinsel. Die Erklärungsgründe für diese Tatsache liegen nicht so fast im Mangel an Interesse gegenüber diesem weltgeschichtlich so wichtigen Fleck Erde, sondern vielmehr in den gewaltigen Schwierigkeiten, die seiner genauen Erforschung von jeher entgegenstanden und auch jetzt noch entgegenstehen. Die Westküste der Halbinsel mit dem Jemen im Süden ist in türkischem Besitze und darum verhältnismäßig leicht zugänglich, wenn auch nicht ohne große Gefahren. Der übrige Teil des Landes ist den einheimischen Beduinenstämmen überlassen, die in beständiger Fehde untereinander leben und durch ihren Fanatismus und Fremdenhaß eine Durchforschung des Innern fast unmöglich machen oder wenigstens sehr erschweren. Mehr als einer der kühnen Reisenden, die über das türkische Gebiet hinaus in das Innere vorzudringen versuchten, haben das kühne Wagnis mit dem Leben büßen müssen und sind so als Opfer der Wissenschaft gefallen. Trotzdem haben sich immer wieder mutige Männer gefunden, die die Strapazen und Gefahren eines solchen

Unternehmens nicht scheuten und selbst ihr Leben im Dienste der Wissenschaft aufs Spiel setzten.

Die gefahrvollsten und zugleich erfolgreichsten Reisen wurden ausgeführt von J. Halévy, einem Franzosen, und dem Deutsch-Österreicher E. Glaser. Beide hatten sich die Durchforschung des Jemen, des alten Kulturbodens von Arabien, zur Aufgabe gemacht. Es ist staunenswert, mit welch unerschrockenem Mut sich die kühnen Reisenden ins Innere hineinwagten, aber auch mit welch genialer Erfindungsgabe sie die ständige Lebensgefahr zu mindern oder ganz zu beheben wußten.

Halévy, dessen Reise 1869 standfand, setzte sich das Gebiet des ehemaligen Minäerreiches im südarabischen Dschof, nördlich von Sana gelegen, als Ziel, eine Gegend, die bei den Einwohnern von Sana selbst als „Beinhaus“ galt, d. h. als ein Gebiet, aus dem kein Fremder lebend wiederkehrt. Aber das schreckte den kühnen Forscher keineswegs ab, im Gegenteil, gerade der Umstand, daß diese historisch so wichtige Stätte so schwer zugänglich war, reizte ihn noch mehr. Aber er wußte sich auch zu helfen. Halévy war nämlich selbst jüdischer Nationalität. Im Innern Arabiens aber und ganz besonders im südarabischen Dschof sind seit den ersten Jahrhunderten n. Chr. zahlreiche Juden ansäßig. Er ließ sich nun vom Rabbinat in Sana Empfehlungsbriefe ausstellen an die verschiedenen Judengemeinden, wählte selbst die Tracht seiner einheimischen Stammesgenossen und konnte sich infolgedessen nicht nur durchwegs jüdischer Führer bedienen, sondern fand auch nahezu überall die beste Aufnahme und das freundlichste Entgegenkommen. So ging die unter andern Umständen ungemein schwierige und gefährliche Reise verhältnismäßig glatt vonstatten und eine reiche Ausbeute an alten Inschriften war die Frucht dieses kühnen Unternehmens.



Dr. E. Glaser.

Weitaus der berühmteste und erfolgreichste Arabienreisende aber ist der am 7. Mai 1908 in München verstorbene Dr. E. Glaser, ein Deutsch-Österreicher von Geburt, gleich seinem Vorgänger ebenfalls jüdischer Abstammung. Auf vier langen und gefahrvollen Reisen in den achtziger und neunziger Jahren erforschte er nicht nur die Gebiete, welche bereits andere vor ihm bereist, aufs neue und viel genauer, sondern erschloß auch manche Gegenden ganz neu, in welche bis dahin noch kein Europäer vorgedrungen war.

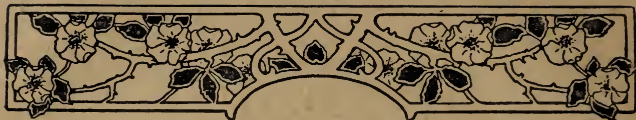
Auch Glaser mußte wiederholt sein Leben in die Schanze schlagen. Auf seiner vierten und letzten Reise (1892/94) aber erfand der geniale Forscher eine Methode, die ihm gestattete, persönlich in Sana unter türkischem Schutze zu bleiben und dennoch von den wichtigsten Ruinenstätten, selbst aus Gegenden, die ihm persönlich absolut unzugänglich waren, ganz zuverlässige Abschriften der dort vorhandenen alten Inschriften zu bekommen. Er unterrichtete nämlich ein ganzes Korps Beduinen, Abklatsche anzufertigen, d. h. Papierabdrücke der in Stein gemeißelten Inschriften herzustellen und sandte sie nach allen Richtungen der Windrose hinaus. Er selbst leitete von Sana das ganze Unternehmen. Mittels dieses genialen Systems gelang es ihm, eine große Menge neuer für die Geschichte und Kultur des alten Arabien hochwichtiger Inschriften zn sammeln.

Erst auf Grund der von opfermutigen Reisenden aus dem Lande selbst geholten alten Inschriften und der dort gesammelten Beobachtungen sind wir imstande, die Geschichte, Kultur und Geographie Arabiens einigermaßen zu beleuchten. Freilich erzählen uns auch die Heilige Schrift, die Keilinschriften, die griechischen und römischen Schriftsteller und die arabischen Geschichtschreiber und Geographen aus der mohammedanischen Zeit

manches über dieses alte Märchenland, aber diese Nachrichten sind teilweise nicht recht zuverlässig, dann auch so vereinzelt, daß sie nicht gestatten ein einheitliches Bild aus ihnen zusammenzustellen.

In der Geschichte und Kulturentwicklung Arabiens bildet den tiefsten Einschnitt das Auftreten Mohammeds, jenes Mannes, der die Halbinsel national und religiös geeinigt und so den Grund gelegt hat für die weltbeherrschende Stellung, welche das Arabertum in den folgenden Jahrhunderten einnahm. Aber wenn man bis vor einigen Jahren glaubte, damit beginne erst die Bedeutung Arabiens für die Weltgeschichte und für die Kultur überhaupt, so war dies ein gewaltiger, wenn auch verzeihlicher Irrtum, der erst behoben werden konnte durch die Erforschung der altarabischen Denkmäler. Diese lehren, daß der Einfluß Arabiens in alter und ältester Zeit hinter dem der islamischen Ära keineswegs zurücksteht, wenn er auch nicht durch eine fanatische Kriegsführung in so weite Länder getragen worden ist, wie dies beim Islam der Fall war.





Erster Abschnitt.

Arabien vor dem Islam.

Erstes Kapitel.

Arabien als semitische Völkerkammer.

Arabiens weltgeschichtliche Bedeutung beruht vor allem darauf, daß es höchst wahrscheinlich die Heimat der semitischen Völker ist, d. h. der Nachkommen des Sem, des ersten Sohnes des Patriarchen Noah; und die Semiten spielen bekanntlich in der Kultur und Geschichte des Altertums eine hervorragende Rolle. Die ältesten politischen Staatsgebilde und Kulturreiche, von denen die Geschichte meldet, sind, wenn nicht semitischen Ursprungs, so doch in der Zeit ihrer Blüte semitischer Nationalität und die Kultur, die wir bereits in altersgrauer Vorzeit am Euphrat und am Nil heranreifen sehen, trägt semitisches Gepräge. Und diese Kultur, die semitischer Geist einst vor Jahrtausenden geschaffen, hat für uns nicht bloß historisches Interesse, sondern muß uns viel näher berühren; bildet sie ja doch die Grundlage der sogenannten klassischen d. h. griechisch-römischen Kultur, ja, gar manche Fäden, deren Ausgangspunkt in Ba-

bylonien oder Ägypten zu suchen ist, können wir verfolgen herauf bis zur hochmodernen Kultur unserer Tage.

Arabien ist also die Heimat der Semiten. Semitisch ist aber in historischer Zeit ganz Vorderasien, mit Ausnahme der kleinasiatischen Halbinsel: Palästina, Syrien und Mesopotamien, ja auch das östliche Afrika





Einwanderung einer semitischen Familie in Ägypten.

gehört hierher; denn sollten auch die Ägypter wirklich ursprünglich keine Semiten gewesen sein, worauf ihre Sprache und Kultur ziemlich deutlich hinweist, so ist doch das Land wiederholt von semititischen Eindringlingen überschwemmt worden. Sein südliches Vorland Äthiopien ist heute noch von Semiten besetzt. Aber wie war denn die vegetationsarme, steppen- und wüstenreiche arabische Halbinsel imstande, einem so gewaltigen Gebiete seine Bevölkerung zu geben und

zwar, wie wir sehen werden, es nicht bloß einmal zu bevölkern, sondern wiederholt? Eben weil Arabien zum größten Teil ein ödes, unfruchtbares Land ist, mußte es wiederholt in die Lage kommen, seine rasch sich vermehrende Bevölkerung nicht mehr ernähren zu können und sah sich daher genötigt, die überschüssigen Volksteile an die von der Natur besser begünstigten Grenzländer abzugeben. Der Kern und Grundstock der Semiten in Arabien waren Nomaden, d. h. Volksstämme, die nicht seßhaft sind, sondern vom Ertrag ihrer Herden leben und mit denselben herumziehen, von einem Weideplatz zum andern. Sobald sich nun die Bewohner und ihre Herden allzu sehr vermehrten, genügten die Weideplätze nicht mehr, und sie mußten sich daher um neue Gebiete umsehen, ähnlich wie uns die Heilige Schrift ein Beispiel vom Patriarchen Abraham und seinem Vetter Lot erzählt. So drangen die Söhne der arabischen Wüste allmählich vor in die im Norden sich an die Halbinsel anschließende syrische Wüste und von dort nach Osten und Westen in die angrenzenden Kulturländer Mesopotamien und Palästina. Hier nun mußten sie freilich ihre bisherige Lebensweise aufgeben, siedelten sich an und übernahmen die Zivilisation, die sie vorfanden, bildeten sie weiter und drückten ihr den Stempel ihres Geistes auf.

Obwohl in diesen Wanderungen aus der arabischen Völkerkammer in die umliegenden Kulturländer eigentlich nie eine Unterbrechung eintrat, so unterscheidet man doch vier große Völkerschübe, die sich wie die Fluten eines mächtigen Stromes über die vorderasiatischen Kulturländer ergossen, alles überschwemmt, sich aber dann die vorhandene Kultur angeeignet und weiter gebildet haben. Die erste dieser Wanderungen fällt in eine noch vorgeschichtliche Zeit und dürfte etwa um 3000 v. Chr. stattgefunden haben. Ihr verdankt

Babylonien seine semitische Bevölkerung, die sich in Bälde die im Zweiströmeland vorgefundene Kultur voll und ganz aneignete. Das horazische: „Graecia capta ferum victorem cepit“ hat sich, längst bevor Griechenland und Rom einander gegenübertraten, im alten Orient schon wiederholt bewahrheitet.

Damit war die erste Berührung der arabischen Beduinen mit dem Kulturlande am Euphrat und Tigris hergestellt. Aber diese einmal gewonnene Bekanntschaft mit den Genüssen und Bequemlichkeiten der Kultur, die sich rasch auch auf die in der Wüste verbliebenen Stämme verbreitete, mußte naturgemäß immer neue Scharen zum Vordringen reizen, sobald auch die Überfüllung im eigenen Lande dazu drängte und eine weniger energische Abwehr im erstrebten Lande Aussicht auf Erfolg bot.

So sehen wir denn bereits kurz vor 2000 v. Chr. in Babylonien eine Dynastie auf dem Thron, deren Herrschernamen so ganz und gar abweichen von den Personennamen der dort bereits ansässigen semitischen Bevölkerung, dagegen sehr große Ähnlichkeit zeigen mit den in Arabien und im übrigen Vorderasien um dieselbe Zeit oder kurz nachher gebräuchlichen. Daraus müssen wir schließen, daß um jene Zeit, also kurz vor 2000 v. Chr. eine neue Überschwemmung Babyloniens und überhaupt Vorderasiens durch arabische Horden stattgefunden habe. Jene Dynastie, die erste von Babylon, nennt man gewöhnlich nach ihrem berühmtesten Vertreter, dem Zeitgenossen des Patriarchen Abraham, die Hammurapi-Dynastie. Durch diesen zweiten großen Völkerschub erhielt nicht nur Babylonien, sondern auch Assyrien, Palästina und Phönizien eine neue Bevölkerung; ja sogar Ägypten wurde davon betroffen, denn die sogenannten Hyksos, die jahrhundertelang das Pharaonenland beherrschten, waren

nichts anderes als semitische Einwanderer, die letzten Ausläufer der sogenannten kananäischen Wanderung.

Aber kaum hatten sich die neuen Ankömmlinge auf dem eroberten Gebiet niedergelassen und häuslich eingerichtet, da begannen schon von neuem ihre Stammesvettern an die Pforten des Kulturlandes zu klopfen. Bereits seit der Mitte des zweiten Jahrtausends hören wir, daß aramäische Horden von der syrischen Wüste aus die ansässige Bevölkerung der Nachbarländer beunruhigten, allmählich das ganze rechte Euphratufer in Besitz nahmen, im nördlichen Syrien sogar mächtige Staaten gründeten, wie Damaskus, das selbst den gewaltigen Assyrerkönigen Trotz zu bieten wagte, und kurz nach 1000 v. Chr. erfahren wir, daß bereits ganz Babylonien und Mesopotamien aramäisch sprach. Vorderasien hatte zum drittenmal eine neue Bevölkerung erhalten, aus Arabien, der Völkerkammer des alten Orients.

Einem der beiden genannten Völkerstämme der Kananäer und Aramäer gehört auch der Stammvater des auserwählten Volkes an. Wahrscheinlich sind die Israeliten den Vorläufern der aramäischen Wanderung zuzurechnen, da Jakob in der Heiligen Schrift ausdrücklich als Aramäer bezeichnet wird. Die Bibel erzählt uns, daß der Stammvater Israels, der Patriarch Abraham, ursprünglich in Ur in Chaldäa wohnte und von dort, nachdem der Ruf des Herrn an ihn ergangen war, zunächst nordwärts nach Harran in Mesopotamien und dann erst nach Kanaan wanderte. Beide Städte, besonders Ur, das am rechten Euphratufer gelegen war, waren von alters her der Überschwemmung durch arabische Horden am meisten ausgesetzt. In beiden Städten haben sich schon frühzeitig arabische Beduinen festgesetzt und sich dort ansässig gemacht. Aus dieser Umgebung ist das Geschlecht

Abrahams hervorgegangen, es muß darum für jeden Fall den aus Arabien eingewanderten Semiten angehört haben. Dies bezeugen auch die arabisch gebildeten Personennamen in der Familie. Daß aber Abraham nicht der in Ur bereits ansässigen Schicht der Bevölkerung angehört, geht daraus hervor, daß uns die Heilige Schrift den Patriarchen und seine Nachkommen als Nomadenfürsten schildert, die mit ihren Herden und ihrem Gesinde von einem Weideplatz zum andern zogen; erst als aus der Familie ein Volk herangewachsen war, wurde es nach der Befreiung aus Ägypten in Kanaan seßhaft.

Noch ein viertes Mal sollte Arabien dem vorderen Orient eine neue Bevölkerung geben. Kaum hatten sich die aramäischen Stämme in den umliegenden Kulturländern niedergelassen, denselben ihre Sprache aufgedrängt, ihrerseits deren Kultur angenommen, da hören wir um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. schon wieder von neuen Beduinenhorden, welche aus dem Innern der Wüste gegen die zivilisierte Welt vordringen. Man nennt diese Wanderung gewöhnlich die arabische; sie setzt etwa um 800 v. Chr. ein, greift allmählich mehr und mehr um sich, der Hauptstoß erfolgt aber erst von 600 n. Chr. an unter dem Zeichen einer neuen nationalen Religion, des Islam. Diese Wanderung vollzieht sich im vollen Lichte der Geschichte und bildet eigentlich den Hauptteil für die Geschichte und Kultur Arabiens überhaupt. Sie war umfassender und nachhaltiger als alle vorausgehenden, und unter ihren Nachwirkungen stehen die Länder des vorderen Orients noch heutzutage.

Zweites Kapitel.

Geschichte Arabiens vor dem Islam.

Eine Geschichte schreibt man gewöhnlich nur von jenen Ländern und Völkern, die in geordneten Verhältnissen leben und deren geistige und materielle Entwicklung eingegliedert ist in den großen Entwicklungsgang der Menschheit. Nicht etwa, daß die unzivilisierten Stämme in den Urwäldern, Prärien und Steppen nicht auch ihre Geschichte hätten — davon wissen sie selbst am besten zu erzählen durch Aufzählung der endlosen Reihen ihrer Ahnen und deren Taten — aber diese Geschehnisse sind in der Regel ohne irgendwelche Bedeutung für die Entwicklung des großen Ganzen. Darum würde es auch zwecklos sein, in einer Geschichte Arabiens die Stammbäume der Beduinen aufzuzählen und zu reden von den unaufhörlichen Fehden und Kämpfen der einander stets in den Haaren liegenden Stämme — alles dies hat für uns kein geschichtliches Interesse. Anders steht es mit dem Teil der Halbinsel, dessen Boden kulturfähig ist und bereits in altersgrauer Vorzeit eine reiche und eigenartige Kultur hervorgebracht hat.

Während die großen Kulturreiche in Mesopotamien und im Pharaonenlande bis ins vierte Jahrtausend zurückreichen, setzt die eigentliche Geschichte Arabiens erst zu Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. ein und zwar ist der Schauplatz die Südwestecke der Halbinsel, der Jemen, von den klassischen Schriftstellern Arabia felix „das glückliche Arabien“ genannt. In diesem herrlichen Gebirgslande, das streckenweise an unsere Schweiz erinnern soll, blühten vor alters mächtige Staaten, regiert von gewaltigen Königen, deren Namen auch außerhalb Arabiens wohl bekannt

waren und sogar in der Heiligen Schrift noch nachklingen. So treten uns um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. in den Inschriften die Könige von Main entgegen, die im südarabischen Dschof über ein wackeres, tatkräftiges Volk herrschten, gewöhnlich von seiner alten Hauptstadt Main Minäer genannt. Wahrscheinlich ist dieses Volk um 2000 v. Chr. von Nordostarabien her hier eingewandert und hat dann in seinen neuen Wohnsitzen die dort vom nahen Babylonien her überkommenen Keime einer höhern Kultur weiter entwickelt und zu voller Blüte gebracht. Die spätere Hauptstadt des Reiches war Karnawum. Südlich und östlich vom Minäischen Reich sitzen ihre Stammesvettern, die Katabanen und Hadramoten, die gleichfalls von Königen regiert werden und mit den Minäern in regem, freundschaftlichem Verkehr stehen. Das minäische Reich überragt von der Mitte des zweiten Jahrtausends bis in die ersten Jahrhunderte des letzten Jahrtausends hinein alle andern Staatsgebilde nicht nur Südarabiens, sondern der ganzen Halbinsel um ein Bedeutendes.

Aber nicht nur über das südarabische Dschof und den Jemen erstreckte sich die Herrschaft der Könige von Main, auch der Norden der Halbinsel war ihnen untertan. Die Inschriften lehren uns nämlich, daß Nordwestarabien, die Gegend am Golf von Akaba, jahrhundertelang eine blühende Kolonie des minäischen Reiches war und von dort aus durch Statthalter verwaltet wurde. Es war wohl hauptsächlich das Interesse des Handels, dessen Sicherheit durch die räuberischen Beduinen fortwährend bedroht war, was die Minäer zur Besetzung dieses vom Sitze ihrer Macht so abgelegenen Teiles der arabischen Halbinsel veranlaßte. Der Name der Kolonie war Main Mußran d. h. mußritisches (d. h. ägyptisches) Main, und aller

Wahrscheinlichkeit nach war das heute noch bestehende Maan südöstlich von Petra der Hauptort der Kolonie und zugleich der Stützpunkt des minäischen Karawanenhandels nach Norden. In der Heiligen Schrift tritt uns dieses Gebiet unter dem Namen Midian entgegen, eine Bezeichnung, die wahrscheinlich dem dort wohnenden Stamme entnommen ist, so daß wir unter den midianitischen Kaufleuten, welche den ägyptischen Joseph kauften und nach Ägypten brachten, ohne Zweifel eine minäische Handelskarawane zu verstehen haben.

Bald nach 1000 v. Chr. begann der Niedergang des einst so mächtigen Reiches von Main. Das alte Schauspiel, das uns die Geschichte des alten Orients so oft vor Augen führt, erleben wir auch in Südarabien: ein innerlich morsch gewordenes Kulturreich fällt eindringenden frischen Volkselementen zur Beute. Dieses Volk waren die Sabäer. Ursprünglich im nordarabischen Dschof wohnend, wo sie als Nomaden sich herumtrieben und die minäischen Handelskarawanen plünderten, sind sie etwa 700 v. Chr. nach Süden gezogen und haben sich an der Grenze des minäischen Reiches niedergelassen. Dort haben sie dann nach und nach das Erbe der Minäer übernommen.

An der Spitze des neuen Reiches standen in der ältesten Zeit nicht Könige, sondern Mukarrib, d. h. eine Art priesterlicher Herrscher, Priesterkönige, wie sie auch aus der ältesten babylonischen Geschichte bekannt sind und wie auch der in der Heiligen Schrift erwähnte Melkisedek einer gewesen ist. Erst nachdem sie sich den ganzen Jemen unterworfen hatten, nannten sie sich Könige von Saba, die in Marib, östlich vom heutigen Sana, residierten, während die Mukarrib ihren Sitz in Sirwach, zwischen Sana und Marib hatten. In unaufhörlichen Kämpfen suchten nun die neuen

Beherrscher des Jemen ihre Herrschaft über ganz Südarabien auszudehnen, neue Handelswege wurden eröffnet und mit der Blüte des Handels ging die Hebung des allgemeinen Wohlstandes und eine stets sich steigernde Verfeinerung der Kultur Hand in Hand. Saba stand auf der Höhe seiner Macht — da traf es ein schwerer Schlag, der nicht bloß dem Reiche von Saba, sondern der südarabischen Kultur überhaupt den Todesstoß versetzte, nämlich der Verlust des Monopols für den Zwischenhandel von Indien nach Ägypten und den Mittelmeerländern. Mehr als ein Jahrtausend war dies die stärkste Wurzel der Kraft der südarabischen Reiche, die unversiegliche Quelle ihres märchenhaften Reichtums gewesen. Die Ptolemäer in Ägypten waren es, welche diesen Schlag führten, dadurch daß sie in direkten Handelsverkehr mit Indien traten. Ihre Flotten umsegelten die arabische Halbinsel, kamen durch das Rote Meer und den schon von Necho begonnenen, jetzt (wahrscheinlich von Ptolemäus II.) vollendeten Nilkanal (Kairo bis Arsinoe) direkt bis Alexandrien, das jetzt an Stelle der südarabischen Hauptstädte der Hauptstapelplatz für die indischen Waren am Mittelmeer wurde.

Damit war das Schicksal des sabäischen Reiches besiegelt. Aber nicht nur die politische Machtstellung war durch die Unterbindung des Handels für immer dahin, auch für die Kulturentwicklung bedeutete dieselbe den empfindlichsten Stoß, der sie treffen konnte. War doch der Wohlstand des Landes, die Grundlage und Voraussetzung jeglicher höhern Kulturarbeit, wenn nicht ganz vernichtet, so doch schwer geschädigt. Dieser durch äußere Umstände veranlaßte Rückgang der Kultur wurde noch gefördert durch heftige innere Kämpfe, die von jetzt an das Land zerfleischten. Und wenn auch zeitweise wieder ruhigere Perioden eintraten, so ver-

mochte doch weder die Zuführung neuer Ideen aus dem Judentum und Christentum noch die redlichen Bemühungen edel denkender Herrscher die alte Blüte auch nur annähernd zu erreichen. Südarabien zehrte noch jahrhundertelang vom minäischen und sabäischen Erbe und erlebte noch manche Nachblüte, allein die alte Herrlichkeit war dahin. Schließlich wurde auch der Jemen in den Bannkreis des Islam gezogen und nun fielen auch noch die letzten Reste der alten Kultur dem Fanatismus der neuen geistigen Bewegung vollends zum Opfer.

Das sabäische Reich bestand unter mannigfachen Schicksalen bis etwa 300 n. Chr. In diese Periode (25 v. Chr.) fällt der erste und einzige Versuch der Römer, das „glückliche Arabien" mit seinen märchenhaften Reichtümern zu erschließen und ihrem Weltreiche einzugliedern. Unter großen Strapazen durchzog Älius Gallus mit einem Heere von 10 000 Mann die arabische Küstenebene, erreichte das sabäische Gebiet und nahm einige Städte; vor dem festen Marib aber scheiterte seine Belagerungskunst und damit der ganze Feldzug. Älius Gallus mußte den Rückzug antreten und konnte den Göttern danken, daß es ihm gelang, nach 60tägigem Marsche den unwirtlichen Boden Arabiens wieder zu verlassen.

Nach dem endgültigen Fall des sabäischen Reiches stand der einst politisch so mächtige Jemen fortwährend unter Fremdherrschaft. Zunächst waren es die aus Äthiopien eingewanderten Habaschiten, welche die Herrschaft an sich rissen. Sie wurden aber bald verdrängt von den seit der Zerstörung Jerusalems in Arabien zahlreich ansässigen Juden und eine zeitlang leitete sogar ein jüdischer König, der als Christenverfolger bekannte Dhu-Nuwas, die Schicksale Südarabiens. Der jüdischen Herrschaft machten von

neuem die Abessinier und zwar christliche Abessinier mit Hilfe von Byzanz ein Ende und schließlich kamen die Perser ins Land, die Südarabien in eine persische Provinz verwandelten. Aber auch diese letzte Fremdherrschaft war nicht von Dauer. Denn schon begann sich in Mittelarabien jene Bewegung vorzubereiten, die nicht nur das Perserreich zertrümmern, sondern auch der arabischen Halbinsel auf Jahrhunderte das bringen sollte, was bisher keinem der mächtigen Herrscher von Main und Saba zu erreichen gelungen war, die religiöse und nationale Einigung.

Nordarabien war unterdessen seine eigenen Wege gegangen. An Stelle der ehemaligen minäischen Kolonien hatten um 200 v. Chr. dic Nabatäer für etwa 300 Jahre ihr Reich im alten Midian aufgerichtet. Während dieser Zeit bildeten sie ein mächtiges, einflußreiches Staatswesen, übernahmen die Vermittlung des Handels mit dem Jemen und entwickelten eine verhältnismäßig hohe Blüte. Ihre Hauptstadt war Petra, wo noch bedeutende Ruinen und in die Felsen gehauene Gräber mit zahlreichen Inschriften von der einstigen Blüte dieser eigentümlichen Kultur zeugen. Als die Römer unter Pompejus auch in Palästina und Syrien festen Fuß faßten, schlossen sich die Nabatäer als Bundesgenossen an sie an. Aber schon unter Trajan wurde ihr Reich als römische Provinz eingezogen.

Die Einziehung Nabatäas hatte die Blüte eines neuen arabischen Handelsstaates zur Folge, der nunmehr die Vermittlung zwischen den Kulturländern und dem Innern Arabiens übernahm, und zwar im äußersten Norden der syrisch-arabischen Wüste, in Palmyra, gelegen in der fruchtbaren Oase Tadmor. Eine Zeit lang spielte der Beherrscher der „Sonnenstadt" sogar eine Rolle, die weit über die eines Handelsstaates

und bloßen Vermittlers des Verkehrs hinausging. Nach der Vernichtung des römischen Kaisers Valerian war nämlich Odenath der einzige Herr im Orient; er



Grabfassade bei Petra.

wurde sogar von Gallienus als Mitkaiser anerkannt. Nach seiner Ermordung wurde seine Gemahlin Zenobia Regentin; unter ihrer Regierung behauptete Palmyra seine Stellung, bis der Krieg mit Rom ihr

für immer ein Ende machte. Kaiser Aurelian schlug Zenobia bei Antiochien und Edessa, belagerte Palmyra und zerstörte die Stadt im Jahre 271.

In der Folgezeit bildeten sich noch mehrfach kleine Staaten an der Grenze zwischen dem Kulturland und der Wüste, die meist nur kurzen Bestand hatten. Von größerer Bedeutung sind nur zwei, die unter dem Schutz des oströmischen und des Perserreiches standen und diesen beiden Großmächten als Grenzstaaten gegen die Söhne der Wüste dienten, nämlich das Reich der christlichen Gassaniden, die von Damaskus aus den Hauran und das Wadi Sirchan beherrschten, und das Reich von Hira (unweit Babylon), wo die Lachmiden unter persischer Oberhoheit regierten und die Grenze bewachten. Beide Reiche waren auch für die Kulturentwicklung Arabiens von nicht zu unterschätzender Bedeutung, indem sie Dichter aus dem Innern an ihren Hof zogen, die Poesie hegten und pflegten und überhaupt als Vermittler der Zivilisation an ihre Landsleute im Innern der Halbinsel tätig waren.

Im Innern Arabiens und an der Westküste war die Bildung größerer Staatswesen der klimatischen Verhältnisse wegen nicht gut möglich. Wir hören darum auch nur von Landschafts- und Völkerschaftsnamen, die in der Weltgeschichte keine größere Bedeutung gewonnen haben. Erwähnt sei nur, daß östlich von Mußran im nordarabischen Dschof, zur Zeit des Reiches von Main die Aribi hausten, die später der ganzen Halbinsel den Namen gegeben haben. Sie stehen merkwürdigerweise unter der Herrschaft von Königinnen. Da der nordarabische Dschof zugleich das Stammland der Sabäer ist, müssen wir annehmen, daß beide Stämme in enger Beziehung zueinander standen, vielleicht sogar zeitweise politisch geeint waren. Die Königin von Saba, die nach der Heiligen Schrift

Salomo besuchte und seine Weisheit bewunderte, wird wohl hier zu suchen sein, da das südarabische Reich von Saba erst dreihundert Jahre nach Salomo begründet wurde.

Drittes Kapitel.

Die religiösen Anschauungen der alten Araber.

Wenn ein Volk einmal in die Geschichte eingetreten ist, besonders wenn es schon so weit in der Kultur vorgeschritten ist, daß es von sich selber Nachricht gibt, dann hat seine Religion meist schon eine derartige Entwicklung durchgemacht, daß ihre ursprüngliche Gestalt kaum mehr erkennbar ist. Will man die ursprüngliche Religion eines Volkes kennen lernen, so muß man aus älteren Quellen schöpfen als die sind, in denen es in historischer Zeit von seinen eigenen Göttern spricht, entweder aus Nachrichten, die uns Nachbarvölker darüber überliefert, oder — und das ist die zuverlässigste und echteste Quelle — aus den Personennamen des Volkes selbst. Denn die Namenbildung eines jeden Volkes, ganz besonders aber die der Semiten, stellt ein Stück uralter religiöser Überlieferung dar. In kaum einem andern Punkte ist ein Volk so konservativ, wie in der Bildung der Personennamen. So kommt es, daß der religiöse Gedanke, der den Inhalt eines Eigennamens bildet, in den allermeisten Fällen nicht die religiösen Anschauungen der Zeit wiederspiegelt, in welcher seine geschichtlichen Träger lebten, sondern die einer längst verflossenen, vorgeschichtlichen Periode.

Die ältesten arabischen Personennamen kennen wir nicht aus Arabien selbst — die ältesten minäischen Inschriften stammen ja erst aus der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. — sondern aus den in

Babylonien eingewanderten Stämmen der Hammurapizeit, der Name Hammurapi selbst ist echt arabischer Bildung. In zweiter Linie kommen dann in Betracht die ältesten hebräischen Eigennamen; sind ja doch, wie wir oben gehört haben, die Stammväter des auserwählten Volkes arabischer Abstammung, so daß es nicht wundernehmen kann, wenn auch die israelitischen Eigennamen, wenigstens in der älteren Zeit bis zur Einwanderung in Kanaan, arabische Bildung aufweisen. Dazu kommen dann die in großer Zahl aus den südarabischen Inschriften bekannt gewordenen Namen. Die Bildung all dieser Namen ist einheitlich und zwar derart, daß sie einen Satz mit religiösem Inhalt darstellen. Die ältesten derselben sind mit ilu „Gott" zusammengesetzt und zwar ist merkwürdigerweise nie von „Göttern" die Rede, sondern immer nur von Gott schlechthin! Jasmaʿ-ilu: „Es erhört Gott", Waddada-ilu: „Es liebt Gott", Sadaka-ilu: „Gott ist gerecht", Ilî-jadaʿa: „Mein Gott ist wissend", Ilî-kariba: „Mein Gott hat gesegnet", Ilî-amina: „Mein Gott ist treu", Ilî-padaja: „Mein Gott hat erlöst", Ilu-bani: „Gott hat erschaffen" usw. Statt ilu „Gott" finden sich auch personifizierte abstrakte Begriffe, z. B. Saʿada-wadd: „Es beglückt die Liebe", Sidkî-amara: „Meine Gerechtigkeit hat geboten", Dhimrî-ʿalaja: „Mein Schutz ist erhaben", oder Verwandtschaftsbezeichnungen, welche dann im übertragenen Sinn zu verstehen sind, wie Abî-jathua: „Mein Vater hat geholfen", Ammî-ṣaduga: „Mein Oheim (d. h. Beschützer) ist gerecht". Zum Vergleich mit den Namen der babylonischen Araber und der alten Hebräer sei nur an die beiden Hauptpersonen erinnert: Hammurapi = Ammî-rapi: „Mein Oheim heilt", und Abraham = Abî-ramu: „Mein Vater ist erhaben". Aus diesen Namen ergibt sich mit ziemlicher Sicher-

heit einmal, daß die alten Araber, wenn sie auch nicht Monotheisten in unserm Sinne waren, so doch ein einziges, über allen andern stehendes höchstes Wesen anerkannten, sodann daß sie diesem einen höchsten Wesen Eigenschaften (Liebe, Gerechtigkeit, Allwissenheit, Güte, Treue) und Tätigkeiten (Erlösung, Schöpfung usw.) beilegten, mit welchen wir uns vom Standpunkt der geoffenbarten Religion aus nur einverstanden erklären können. Am schönsten bringt das ganz auf kindlicher Liebe gegründete Verhältnis des Arabers zu seinem Gott der Name zum Ausdruck: Ilu-abî „Gott ist mein Vater". Es ist nun freilich nicht zu leugnen, daß diese staunenswert reine und erhabene Gottesauffassung, wie sie in den Personennamen zum Ausdruck kommt, schon in ältester Zeit getrübt erscheint durch die Neigung zum Polytheismus, aber immerhin möchte man fast meinen, daß wir hier noch Spuren von der göttlichen Uroffenbarung an die ersten Menschen vor uns haben. Nicht umsonst hat wohl Gott die Stammväter des auserwählten Volkes gerade aus den arabischen Stämmen gewählt, entspricht es doch ganz und gar der Weisheit der göttlichen Vorsehung und das christliche Glaubensbewußtsein fordert es gebieterisch, daß die Uroffenbarung nie ganz ausgestorben sei und die neue Offenbarung an die Fäden derselben wieder angeknüpft habe.

So rein und erhaben die ursprüngliche Gottesauffassung der alten Araber allem Anschein nach gewesen ist, so erscheint sie doch bereits auf den ältesten Denkmälern in dieser ihrer Reinheit durch Hereinziehung der Gestirne in die Religion gefährdet. Schon in vorgeschichtlicher Zeit galt die Mondscheibe zwar nicht als der Gott selber, aber doch als das Symbol des höchsten Gottes und von da war, wenigstens für

die breiten Massen, der Schritt gar nicht mehr groß in dem leuchtenden Gestirn den Gott selber zu sehen und zu verehren. Wie man überhaupt dazu kam, die Religion mit den Gestirnen in Verbindung zu bringen, erklärt sich wohl daraus, daß diese hauptsächlich als die Werkzeuge erschienen, durch welche Gott auf die Erde einwirkt und den Menschen seinen Willen kundgibt. Wird doch das ganze Leben, besonders die Berufsarbeit des Menschen geregelt durch die beiden großen Gestirne, Sonne und Mond, und auch den übrigen Sternen wurde bereits in frühester Zeit ein weitgehender Einfluß auf das menschliche Leben zugeschrieben.

Die Verbindung der verschiedenen Gestirne und Sternbilder, die bereits in der ältesten Zeit besonders von den meist zur Nachtzeit bei ihren Herden wachenden Beduinen beobachtet wurden, mit dem einen persönlichen Gott, mußte allmählich zur Vielgötterei führen. Und so finden wir denn auch in historischer Zeit — etwa um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr., wo die ersten minäischen Urkunden zu uns reden — bei den südarabischen Kulturvölkern ein äußerst mannigfaltiges Pantheon vor. Jede der bedeutenderen Völkerschaften, die Minäer, Sabäer, Katabanen und Hadramoten haben ihre eigenen Göttersysteme, außerdem gibt es noch eine Menge anderer Götter, deren Schutz einzelne Städte und Landschaften unterstellt sind. Die ganze Religion hat durchweg astralen Charakter d. h. sämtliche Göttergestalten sind eigentlich vergötterte Gestirne; auf die bedeutendsten Sterne und Sternbilder sind die göttlichen Eigenschaften übertragen worden, diese sind nicht mehr bloß Symbole der einen, großen Gottheit, sondern werden selbst als persönliche Götter verehrt. An der Spitze des gesamten Pantheons steht bei den genannten vier Stämmen der Mondgott, wenn

er auch überall einen andern Namen führt. So heißt er bei den Minäern Wadd d. h. „die Liebe“ oder „der Freund“, bei den Sabäern Ilmukah d. h. „Orakelgott“, bei den Hadramoten führt er den babylonischen Namen Sin, während ihn die Katabanen unter der Bezeichnung Amm „Oheim“ d. h. Beschützer verehren. Auch der Morgen- bezw. Abendstern Athtar und die Sonne, die den gemeinsemitischen Namen Šamš führt, spielen eine große Rolle. Aber obenan steht der Mondgott; die arabische Religion ist darum zu charakterisieren als Mondreligion. Schon in den ältesten Zeiten, wo man noch ein höchstes Wesen verehrte, galt die Mondscheibe als dessen Symbol; so ist es erklärlich, daß der Mondgott auch später, als die alte Religion in Polytheismus ausartete, stets seine leitende Stellung behielt.

Es ist klar, daß einem so ausgestalteten Pantheon bei einem hochgebildeten Kulturvolke auch ein reicher Gottesdienst entsprechen mußte. Wir sind leider über diesen Punkt der arabischen Kultur, der uns schließlich am meisten interessieren würde, am wenigsten unterrichtet. Nur das Eine können wir mit ziemlicher Sicherheit aus allem schließen, daß der Kult sehr reich entwickelt war und im öffentlichen Leben eine große Rolle spielte — gewaltige Tempelanlagen und kostspielige Votivheiligtümer wurden errichtet, eine zahlreiche, angesehene Priesterschaft besorgte den durch ein ausgeprägtes Ritual geregelten Gottesdienst —, daß er sich ferner vielfach an babylonische Vorbilder anlehnte und endlich höchstwahrscheinlich seinerseits wieder in weitem Umfang das Vorbild abgegeben hat für den israelitischen Kult. Letzteres wird sofort erklärlich, wenn wir uns erinnern, daß jener Mann, dessen sich Gott bediente zur Begründung des Kultus der Offenbarungsreligion, Moses, 40 Jahre lang im Dienste des midia-

nitischen (= arabischen) Priesters Jethro gestanden und dessen Schwiegersohn geworden ist und daß dieser sogar, wie es die Heilige Schrift ausdrücklich meldet, nach dem Auszug des Volkes Gottes aus Ägypten, dem Moses Vorschläge zur Organisation des Volkes gemacht hat. Es entspricht auch ganz und gar der göttlichen Pragmatik, bei der Feststellung der äußeren Formen des Gottesdienstes in der Offenbarungsreligion an die dem Volke bereits bekannten Zeremonien anzuknüpfen; dies konnte um so leichter geschehen, als gerade die Religion in Nordwestarabien, in Midian, um jene Zeit, wie es die im Lande selbst gemachten Funde bestätigen, nahezu monotheistisch war, sodaß manche Zeremonien nur mit neuem Inhalt erfüllt zu werden brauchten, um ohne weiteres dem Ritual der geoffenbarten Religion einverleibt werden zu können.

So reich entwickelt und großartig der südarabische Kult auch gewesen sein mag, so fromm und gottesfürchtig uns die Minäer und Sabäer in den vielen Weiheinschriften auch entgegentreten, so scheint doch die ganze Religion nur für das Diesseits bestimmt gewesen zu sein. Am Rande des Grabes hörte das Wünschen und Beten des Arabers auf. Er kannte kein Fortleben nach dem Tode. Die Unsterblichkeit der Seele und der Glaube an eine ewige Vergeltung waren ihm unbekannt, ein gewaltiger Unterschied gegenüber der Offenbarungsreligion!

Aber auch die geoffenbarten Religionen selbst, sowohl das Judentum, wie bereits angedeutet, als auch die Vollendung desselben, das Christentum, haben in Arabien große Verbreitung und weitgehenden Einfluß erlangt. Zur Zeit Mohammeds hatten hervorragende arabische Städte wie Jathrib, das spätere Medina, zum großen Teil, andere, wie das nördlich davon gelegene Chaibur, ganz und gar jüdische Be-

völkerung und sie haben sich trotz der grausamen Verfolgung durch Mohammed in großer Zahl erhalten bis auf den heutigen Tag.

Nicht so festen Fuß wie das Judentum vermochte in Arabien das Christentum zu fassen. Doch scheint es dort schon frühzeitig bekannt gewesen zu sein. Araber befanden sich bereits unter den Zuhörern des heiligen Petrus bei seiner Pfingstpredigt. Im dritten Jahrhundert hatte Boßra in der römischen Provinz Arabien einen eigenen Bischof. Zu großer Blüte scheint sich das Christentum im Nedschran entwickelt zu haben, bis es der jüdische König Dhu-Nuwas 522 und 523 blutig unterdrückte. Später kam es dort zu neuer Blüte und mit dem sagenumwobenen Bischof Kuß sollen sogar Mohammed und Abubekr auf dem Markte von Okaz noch verkehrt haben. Seine Beredsamkeit ist bei den Arabern bis auf den heutigen Tag sprichwörtlich geblieben. Im Norden nahmen die Gassanidenkönige von Damaskus unter byzantinischem Einfluß das Christentum an und sogar die unter persischer Oberhoheit stehenden Lachmiden in Hira bekannten sich später zur Religion ihrer aramäischen Untertanen. Im Innern Arabiens, bei den Söhnen der Wüste, konnte das Christentum, wenn wir vom Nedschran absehen, erklärlicherweise nicht Fuß fassen.

Obwohl der Islam sich anfangs gegenüber dem Christentum ziemlich tolerant erwies, verschwand es doch bald aus der arabischen Halbinsel. Die nationale Einigung der arabischen Völker und Stämme mußte von selbst die religiöse nach sich ziehen, zumal mit dem Übertritt zum Islam große materielle Vorteile verbunden waren.

Viertes Kapitel.
Die Kultur des alten Arabien.

Während man früher Arabien vor dem Islam meist nur als großes Tummelfeld der einander stets in den Haaren liegenden Beduinen ansah und es fast für ausgeschlossen hielt, daß dort die Kultur jemals tiefere Wurzeln geschlagen habe, ist es durch die neueren Forschungen klar erwiesen, daß auch Arabien, ähnlich wie Babylon und Ägypten, bereits im grauen Altertum eine hohe Kultur hervorgebracht und jahrhundertelang fortentwickelt hat. Freilich war dies nicht auf der ganzen, weiten Halbinsel möglich, sondern nur einzelne wenige Strecken boten dafür einen günstigen Boden. Das war vor allem der Fall in der Südwestecke, im Jemen, weshalb wir in Bezug auf das alte Arabien eigentlich nur von einer südarabischen Kultur sprechen können. Wie in den beiden großen Nachbarländern Ägypten und Babylonien war es auch hier zunächst die Fruchtbarkeit des Bodens, welche die wandernden Stämme zur Seßhaftigkeit einlud; aber die Landesprodukte waren hier nicht Getreide und andere Nährpflanzen, sondern hauptsächlich Weihrauch und Spezereien, Produkte, die nicht so fast zum Selbstgebrauch, als für die Ausfuhr in andere Länder bestimmt und geeignet waren, um dafür wieder andere einzutauschen. So wies also der Boden Südarabiens seine Bewohner selbst auf den Handel hin. Dazu kam dann noch der Zwischenhandel von Indien nach den Mittelmeerländern, der, wie schon weiter oben ausgeführt wurde, seit uralten Zeiten durch die arabische Halbinsel ging. Dieser lebhafte Handel mit einheimischen und fremden Produkten mußte im Laufe der Zeit eine bedeutende Wohlhabenheit zur Folge haben und diese

auf dem Handel beruhende Wohlhabenheit war die Existenzbedingung der südarabischen Kultur.

Freilich waren auch noch andere Faktoren tätig. Vor allem die Eigenart der Bewohner. Als ehemalige Beduinen waren die späteren Minäer und Sabäer gewöhnt an ein unstetes Leben, sagte ihnen die Viehzucht viel mehr zu, als der Ackerbau. Aber gerade dieser Umstand fügte sich vortrefflich in die Rolle, die sie als Kulturvolk in Südarabien zu spielen hatten. Wenn auch das Volk im allgemeinen seßhaft wurde, so dauerte doch die unstete Lebensweise wegen der beständigen Handelsreisen für einen großen Teil der Bevölkerung im gewissen Sinne fort. Auch die Viehzucht mußte in erster Linie betrieben werden; war ja das in Anbetracht des Landes und der Wege einzig mögliche Verkehrsmittel das Kamel, so daß für den reichen Kaufherrn von Karnawum und Marib noch ebenso wie für den ehemaligen Beduinenscheich eine große Kamelherde die vorzüglichste Existenzbedingung war. Aber auch auswärtige Einflüsse waren bei der Entwicklung der südarabischen Kultur wirksam. Gerade der Umstand, daß es sich um ein Handelsvolk handelt, das mit allen Nachbarvölkern, besonders mit den großen Kulturvölkern am Euphrat und am Nil, in lebhaften Beziehungen stand, mußte der sich entwickelnden jungen Kultur immer neue Anregung zuführen.

Wenn wir nun dazu übergehen, die südarabische Kultur selbst in ihren Lebensäußerungen kurz zu betrachten, so wäre ein Hauptfaktor jeglichen Kulturlebens die Religion, das Kultwesen; doch darüber haben wir bereits in einem eigenen Abschnitt gehandelt.

Einen weitern Gradmesser für den Stand der Bildung eines Volkes bieten Schrift und Sprache. Das südarabische Alphabet ist engverwandt mit dem sogenannten phönikischen, auf welches auch das griechische

und weiterhin das lateinische und unser eigenes zurückgehen. Beide stammen von einem gemeinsamen Mutteralphabet, das wahrscheinlich in Nordostarabien entstanden und vielleicht in der Keilschrift seinen Ursprung hat. Die Sprache, in welcher die südarabischen Inschriften abgefaßt sind, ist die arabische d. h. eine Vorstufe des später durch den Islam zur Weltsprache erhobenen semitischen Idioms.

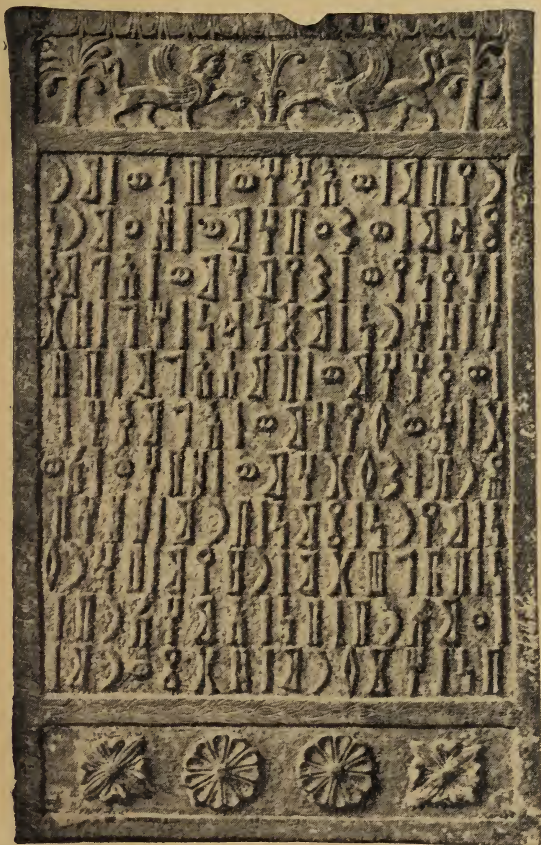
Eigentliche Literaturwerke in südarabischer Sprache sind bis jetzt noch nicht bekannt geworden. Daß solche existiert haben, geht unzweifelhaft aus der hohen religiösen Entwicklung hervor und wenn man einmal darangehen wird, auch auf arabischem Boden ähnlich wie in Ägypten und Babylonien Ausgrabungen zu veranstalten, werden sie sicher auch durch literarische Funde belohnt werden.

Was wir bis jetzt von der altarabischen Literatur kennen, beschränkt sich lediglich auf Inschriften. Diese sind ihrem Inhalte nach meist Weiheinschriften d. h. sie beurkunden ein den Göttern gemachtes Versprechen oder auch die Erfüllung eines solchen. Als Anlässe für derartige Gelübde werden alle möglichen Vorkommnisse des privaten und öffentlichen Lebens namhaft gemacht, besonders auch die glückliche Durchführung kriegerischer Unternehmungen, weiter Handelsreisen zumal in gefährlichen Zeiten, Gedeihen der Feldfrüchte, Krankheiten, Genesung, aber auch die intimsten Familienangelegenheiten, wie Kindersegen, Wohl und Weh der Angehörigen, gutes Verhältnis zum Dienst- oder Lehensherrn usw. Letztere Art findet sich besonders in den sabäischen Inschriften, während es sich in den minäischen zumeist um wichtige, gefahrvolle Unternehmungen handelt. Dagegen ist in diesen auch der Gegenstand des Gelübdes entsprechend kostspielig; nicht selten werden Tempel und sonstige dem Kultus dienende

Gebäude gestiftet; in den auf persönliche Angelegenheiten bezüglichen Weihungen besteht die Opfergabe meist in einer goldenen Nachbildung der betreffenden Person oder des Gegenstandes, um den es sich handelt. Aber nicht nur materielle Sorgen bilden den Gegenstand eines solchen Gelübdes, auch das Bewußtsein seiner Sünden, besonders Verletzung des Reinheitsgesetzes hat manchen frommen Minäer und Sabäer veranlaßt, den Göttern zum Zeichen seiner Bekehrung und Besserung ein Opfer darzubringen und dieselbe durch eine förmliche Weiheinschrift öffentlich zu beurkunden.

Als Beispiel einer solchen (sabäischen) Inschrift sei die in unserer Abbildung dargestellte Übersetzung angeführt: „Rijab und seine Brüder, die Söhne von Marthad, und ihr Stamm, die von Amran, haben zugeeignet ihrem Schutzgott Ilmukah, dem Herrn von Hirran, weil er sie erhört hat auf ihre Bitten hin, so daß sie errettete Ilmukah im Herbste, als eine Teuerung unter ihnen herrschte, so daß das Einkaufen von einem Achtel Weizen stattfand mit Gold, und zwar einer kursfähigen Balatmünze, im Jahre des Ammikarib, Sohnes des Sumhukarib, Sohnes des Hizhar von Tathwar.“

Noch weniger als über Literatur und Wissenschaft der südarabischen Kulturreiche sind wir über ihre Kunst unterrichtet. Denn hier macht sich in noch viel höherm Maße der Mangel an systematischen Ausgrabungen geltend, da nur auf diese Weise etwaige Überreste künstlerischen Schaffens aufgedeckt werden können. Vorläufig sind wir vielfach nur auf Vermutungen angewiesen. Daß die Architektur eine ziemlich hohe Entwicklung erreicht haben muß, läßt sich mit Sicherheit behaupten. Nicht nur die in ihren Grundrissen noch erkennbaren großen Tempelanlagen, die in den Inschriften so oft erwähnten, den Göttern geweihten



Sabäische Weiheinschrift.

Türme sowie die mächtigen, bis zu 20 Stockwerken ansteigenden Burgbauten, von welchen die islamische Überlieferung berichtet, beweisen dies; wir können es

auch von vornherein erschließen aus dem lebhaften Verkehr mit dem Pharaonenlande und Mesopotamien, deren monumentale Prachtbauten, Tempel und Paläste, nicht anders als anregend und zur Nachahmung einladend auf den empfänglichen Kunstsinn des jungen, aufstrebenden Volkes gewirkt haben können. Besondere Erwähnung verdient ein monumentales Werk, als dessen Erbauer sich der sabäische Mukarrib Ithamar nennt, nämlich das berühmte Stauwerk im Wadi Jesran, nördlich von Marib, ein gewaltiger Dammbau, dazu bestimmt, das Wasser zu stauen, und so eine Quelle des Segens für ein großes, vordem wasser- und vegetationsloses Gebiet zu werden.

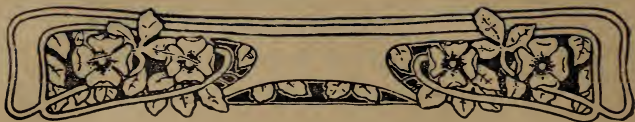
Daß auch die Plastik und die Malerei im Dienste dieser monumentalen Bauten eifrige Pflege fanden, läßt sich mit Sicherheit vermuten. Die wenigen bis jetzt aufgedeckten Reste gestatten aber noch kein eigentliches Urteil darüber.

Eine Grundbedingung für jeden höheren Kulturfortschritt eines Volkes ist eine entsprechende staatliche Organisation. Nur auf dem Boden eines geordneten Staatswesens vermögen jener materielle Wohlstand und jene höhern Künste sich zu entwickeln, die wir unter dem Namen Kultur zusammenfassen. Das älteste südarabische Reich, das der Minäer, tritt uns sofort bei seinem ersten Auftauchen in der Geschichte als ein blühendes, wohlgeordnetes Staatswesen entgegen. Erwachsen sind die arabischen Staaten aus der den Beduinen eigenen Stammesorganisation in der Weise, daß sich mehrere durch Interessengemeinschaft aufeinander angewiesene Stämme um einen besonders mächtigen Stamm zusammenschlossen und sich dann ansiedelten. Diese Entstehungsweise schimmert auch in der spätern Entwicklung noch durch. Der Graf, der an der Spitze des Stammes stand, hatte bis in die

nachchristliche Zeit die Verwaltung seines Gaues in den Händen. An der Spitze des Staatsganzen aber stand ein König, der ursprünglich zugleich oberster Priester war und diese Funktion wenigstens dem Namen nach bis in die späteste Zeit beibehielt. Abhängige auswärtige Provinzen wurden durch königliche Kabiren, „Steuerbeamte", verwaltet, so die Kolonie Main Mußran in Nordarabien.

Es ist noch nicht viel, was wir über die Kultur der südarabischen Reiche wissen, aber das Wenige, das uns zur Verfügung steht, beweist zur Genüge, daß Main und Saba zur Zeit ihrer Blüte den großen orientalischen Weltreichen, Ägypten und Babylonien-Assyrien, wenn auch nicht an politischer Bedeutung, so doch an Höhe der Kultur und Zivilisation nahezu gleichgekommen, jedenfalls wenig nachgestanden sind.



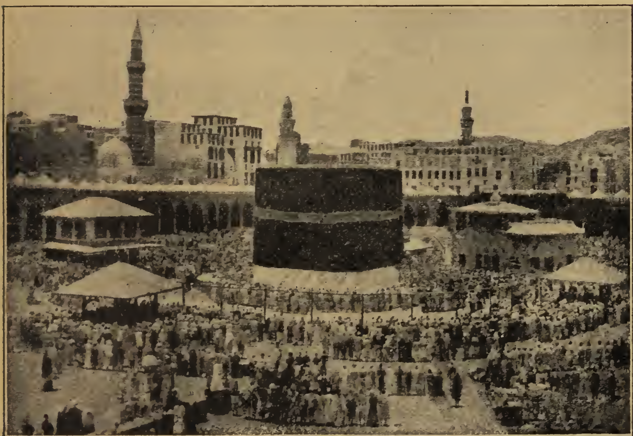


Zweiter Abschnitt.

Mohammed und sein Werk.

Die politischen Verhältnisse der arabischen Halbinsel waren gegen Ende des 6. Jahrhunderts in voller Auflösung begriffen. In Südarabien hatten die Perser der verhaßten abessinischen Herrschaft zwar ein Ende gemacht, hausten aber nun selbst mit nicht geringerer Willkür und Anmaßung unter der Bevölkerung, die sie als Befreier begrüßt hatte. Nordarabien war zum Teil ein Tummelplatz wilder Beduinenhorden, zum Teil war es gleichfalls ausländischen Interessen, persischen oder byzantinischen, dienstbar. Nur in Mittelarabien, an der Westküste hatte ein Distrikt trotz aller auswärtigen Einflüsse seine Unabhängigkeit behauptet und mit Zähigkeit und Ausdauer die Fahne der Freiheit hochgehalten. Mittelpunkt war Mekka (= Makruba „die Gesegnete"), jene Stadt, welche bestimmt war, das Haupt des national geeinten Arabiens zu werden. Wahrscheinlich eine alte Handelsstation an der Karawanenstraße nach Norden, hatte es sich allmählich zum wichtigsten Platz Mittelarabiens emporgeschwungen, besonders seitdem der geistig hochbegabte nordarabische Stamm Koraisch (Mitte des vierten Jahrhunderts n. Chr.) dort die Herrschaft führte.

Mit dem materiellen Aufschwung der Stadt war aber auch ihre religiöse Bedeutung gestiegen. Besonders seitdem sich in Verbindung mit der politischen Entwicklung fremde religiöse Einflüsse immer mächtiger geltend machten, hatte sich das echte Arabertum mehr und mehr nach Mittelarabien zurückgezogen und so war Mekka gewissermaßen zur Hochburg des arabischen



Die Kaaba in Mekka.

Heidentums geworden. Der Pol, um den sich der mekkanische Kult drehte, war die Kaaba, d. h. „Würfel“, ein kleiner viereckiger Tempelbau in der Mitte der Stadt; der Gott, dem dieses Heiligtum geweiht war, hieß Hobal. Ursprünglich wurde er in der Form eines Steines von der Größe und Gestalt eines Menschenkopfes verehrt, der sich jetzt an der äußersten Ostecke in die Kaaba eingemauert findet; später wurde er durch durch ein Standbild dargestellt. Mit dem

Ansehen und der Bedeutung der Stadt hob sich auch die Macht und Verehrung ihres Gottes und im sechsten Jahrhundert n. Chr. war Hobal oder Allah d. h. der Gott schlechthin, wie er nun vielfach auch genannt wurde, nicht mehr bloß der Herr von Mekka, sondern von allen Seiten, von Nord- und Südarabien, kamen Wallfahrtszüge, um ihm zu huldigen und an der Kaaba den Haddsch d. h. die heiligen Zeremonien zu vollziehen.

Erstes Kapitel.

Mohammed.

Dies waren die politischen und religiösen Zustände in Mekka, als dort um das Jahr 570 jener Mann geboren wurde, der bestimmt war, die letzte und nachhaltigste aller von Arabien ausgehenden weltgeschichtlichen Bewegungen ins Werk zu setzen, nämlich Mohammed. Seine Familienverhältnisse waren ärmlich und wenig entsprechend der Rolle eines Propheten und Religionsstifters, wenigstens nach arabischen Begriffen. Er stammte aus der wenig angesehenen koraischitischen Sippe Haschim; sein Vater Abdallah war schon vor seiner Geburt gestorben, seine Mutter Amina verlor er ebenfalls bereits im sechsten Lebensjahr. Um die Erziehung des frühverwaisten Knaben nahm sich zunächst sein Großvater Abdalmukalib an und nach dessen baldigem Tode sein Oheim Abutalib. Über seine Jugend und Ausbildung wissen wir nichts Näheres. Anfangs der zwanziger Jahre trat er in den Dienst einer begüterten Kaufmannswitwe, Chadidscha mit Namen, und machte in deren Auftrag, später als ihr Geschäftsführer, mehrere Handelsreisen nach Südarabien und Syrien, auf welchen er mit dem Christentum näher bekannt geworden zu sein scheint. Chadidscha lernte

den geschäftsgewandten, äußerst gewissenhaften jungen Mann immer mehr schätzen und bot ihm schließlich, da er 25 Jahre zählte, ihre Hand an. Damit war die Lage Mohammeds mit einem Schlage geändert: Aus einem armen, auf fremdes Brot angewiesenen



Mohammed.

Jüngling war er zu einem wohlhabenden, angesehenen Handelsherrn geworden. Etwa um das Jahr 610, also ungefähr im 40. Lebensjahr, trat Mohammed, der bis dahin den religiösen und sittlichen Auschauungen seiner heidnischen Mitbürger gehuldigt hatte, mit einem religiösen und sozialen Programm vor die Öffentlichkeit. Was den von Natur mystisch und

schwärmerisch veranlagten Mann veranlaßt haben mag, die Rolle eines religiösen Neuerers zu übernehmen, läßt sich schwerlich sicher feststellen. Was uns die arabische Geschichtschreibung darüber erzählt, ist bereits ganz in das Gewand der Sage und Legende gehüllt. Nach der Überlieferung soll Mohammed eine Zeitlang zwischen Nacht und Tag „wahre" Traumbilder gesehen haben, die ihn zu religiösem Nachdenken anregten und ihn veranlaßten, die Einsamkeit aufzusuchen. Am Berge Hira, in der Nähe von Mekka, sei ihm im Monat Ramadan, dem späteren Fastenmonat des Islam, der Engel Gabriel erschienen und habe ihn trotz seines Widerstrebens gezwungen, von einem vorgehaltenen Schriftstück die Worte abzulesen (nach Rückert):

„Lies im Namen deines Herrn, der schuf,
Den Menschen schuf aus zähem Blut,
Lies, dein Herr ist es, der dich erkor,
Der unterwies mit dem Schreiberrohr;
Den Menschen unterwies er
In dem, was er nicht weiß zuvor."

Der Prophet erzählt weiter (Sure 96, 1—5): „Da las ich das; die Erscheinung wich von mir, ich erwachte aus meinem Schlafe und es war mir, als trüge ich die Worte ins Herz geschrieben." Mohammed selbst gesteht, daß er lange von Zweifeln geplagt worden sei, ob es nicht schließlich doch die Dämonen seien, welche ihn narrten, d. h. ob er nicht ein Madschnun, ein von den Dschinnen, den bösen Geistern, Besessener sei. Erst nach langem inneren Kampfe habe er sich zur Überzeugung durchgerungen, daß es wirklich Gott sei, der sich ihm geoffenbart und ihn als Propheten einer neuen Offenbarung auserwählt habe.

Es liegt kein Grund vor zu zweifeln, daß Mohammed selbst, wenigstens in der ersten Zeit, von seiner göttlichen Sendung vollständig überzeugt war

und die religiösen Ideen, die ihm auf Grund seiner flüchtigen Bekanntschaft mit der christlichen und jüdischen Lehre in seinen hysterischen Zuständen aufgingen, tatsächlich für Offenbarungen gehalten habe. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß er in der späteren Zeit, besonders als er nach seiner Übersiedlung nach Medina anfing eine politische Rolle zu spielen, Offenbarungen je nach Bedürfnis fabrizierte und vorschützte, um sich aus den zahlreichen Verlegenheiten zu ziehen, die ihm sein stürmisches Wesen und seine politische Unerfahrenheit bereitete.

Mit großer Zuversicht und Hingebung ging Mohammed an die Ausübung seines neuen Berufes und verkündete seinen Stammesgenossen die ihm gewordene Offenbarung. Als erste Gläubige werden genannt Mohammeds Frau, Chadidscha, sein noch nicht dem Knabenalter entwachsener Vetter Ali, eine ihm aufs treueste ergebene, ideal veranlagte Natur, und sein Sklave Zaid; beide hatte er an Kindesstatt angenommen. Auch der in den Jahren schon etwas vorgerückte Abubekr, ein ernster Mann mit rauhem Äußern, aber weichem Gemüte, gesellte sich schon früh Mohammed zu. Sein eifriges Streben soll zahlreiche andere, so besonders Othmann und Omar, die späteren Chalifen, dem Islam — so nannte Mohammed seine neue Religion — zugeführt haben. Überhaupt vereinigte die neue Religion schon in ihrer ersten Zeit unter ihren Bekennern die meisten jener staatsmännischen und militärischen Talente, denen später beim Ausbau des arabischen Weltreiches die leitende Rolle zufiel.

Aber je mehr Mohammed mit seiner Lehre in die Öffentlichkeit trat, desto klarer mußte er einsehen, daß sich seine Stammesgenossen nicht ohne weiteres derselben beugen wollten. Ja, nicht einmal seine engere Geschlechtsgenossenschaft, die Haschimiden, vermochte er

für den Islam zu gewinnen; verweigerte doch sein eigener Oheim, Abutalib, der an der Spitze der Familie stand, den Beitritt zur neuen Lehre. Was die Mekkaner vor allem zu ihrer ablehnenden Haltung veranlaßt haben mag, war der starre Monotheismus, das Grunddogma des Islam, und der bittere Eifer, mit dem Mohammed gegen das altarabische Heidentum auftrat, dessen Hochburg damals eben Mekka war. Sodann mußte für den echten Araber der demokratische Zug ein Stein des Anstoßes sein, der durch die Gemeinde Mohammeds ging und nicht nur die Stammesunterschiede zu verwischen, sondern auch die uralte Scheidewand zwischen Freien und Sklaven niederzureißen drohte. Auch die Person des Propheten erregte in mehr als einer Beziehung das Mißfallen seiner Mitbürger und Stammesgenossen. Einmal war nach arabischer Anschauung zu einer Rolle, wie Mohammed sie sich aneignete, nur einer der Vornehmen und Angesehenen des Stammes befähigt, sodann scheint man damals schon in seinem Auftreten selbstsüchtige Zwecke entdeckt zu haben, die freilich erst später klar und deutlich hervortraten. So kam es, daß sich die maßgebenden Kreise mehr und mehr von Mohammed zurückzogen und die ablehnende Haltung allmählich in eine feindselige überging. Damit begannen für die junge Gemeinde schwere Leidenstage; wurden doch nicht nur ihre Mitglieder, sondern auch die ganze Familie des Propheten von allen gemeinsamen Handelsunternehmungen ausgeschlossen und dadurch ihre Existenz auf das schwerste bedroht. Wenn diese Bedrückung auch nach einiger Zeit etwas nachließ, so mußte sich Mohammed doch sagen, daß bei seinen koraischitischen Stammesgenossen ein dauernder Erfolg vorläufig ganz und gar ausgeschlossen sei.

Er machte sich darum mehr und mehr mit dem



Medina von der Nordseite.

Gedanken vertraut, sein Schicksal mit einem andern Stamme zu verbinden. Nachdem ein Auswanderungsversuch nach dem christlichen Abessinien mißglückt war, richtete er sein Augenmerk nordwärts, nach der etwa vier Tagereisen von Mekka entfernten Stadt Jathrib, dem späteren Medina (medinat-annabi „Stadt des Propheten). Diese Stadt, die bereits auf eine uralte Vergangenheit zurückschauen konnte, war in nachchristlicher Zeit ganz judaisiert worden, zur Zeit Mohammeds aber hatte wieder ein südarabischer Stamm, die Kaila, in die beiden Unterabteilungen der Aus und Chazraz zerfallend, die Herrschaft an sich gerissen. Die Bevölkerung war darum sehr gemischt, einen großen Teil derselben bildeten noch die Juden und auch die Umgegend der Stadt war von jüdischen, zum Teil sogar christlichen Stämmen besetzt. Noch zerfahrener waren die politischen Verhältnisse der Stadt, indem die beiden herrschenden Bruderstämme, die Aus und die Chazraz, in beständiger Fehde miteinander lagen.

Im Wallfahrtsmonat des Jahres 620 trat Mohammed zum erstenmal mit Angehörigen des Stammes Chazraz in Verbindung. Bereits im folgenden Jahre wurde bei der gleichen Gelegenheit ein Vertrag abgeschlossen, wonach die Stadt dem Propheten und seinen Anhängern Aufnahme in ihr Gemeinwesen gewähren sollte. Und so verließ denn Mohammed, nachdem er seine „Fluchtgenossen", ungefähr zweihundert, vorausgeschickt hatte, seine widerspenstige Vaterstadt, holte am 24. September 622, dem Zeitpunkte, von welchem seit dem Chalifat Omars die Ära des Islam gerechnet wird, die Seinigen ein und betrat einige Tage später den Boden der neuen Heimat, die ihm und seiner Sache eine neue, bessere Zukunft versprach. Für die meisten der altmekkanischen Gläubigen bedeutete diese Flucht eine Losreißung von Familie und

Besitz und damit kein geringes Opfer. Die Hedschra mitgemacht zu haben, Mohaddschir zu sein, war denn auch in der Folgezeit der größte Ehrentitel, den ein Moslim für sich in Anspruch nehmen konnte.

Mit der Übersiedlung nach Medina war für Mohammed und die Seinen die Zeit der Verfolgung und Enttäuschung zu Ende, eine neue Periode begann für die Entwicklung der jungen Religion. Die Rücksicht auf den religiösen Charakter der neuen Umgebung hatte den Propheten schon vor der Hedschra veranlaßt, seine Lehre mehr den jüdischen Anschauungen zu nähern, um wo möglich die zahlreichen jüdischen Stämme für sich zu gewinnen. Juden und Christen wurden als gleichberechtigte Religionen neben dem Islam anerkannt; ebenso wurde die Bestimmung getroffen, daß Jerusalem als Kibla d. h. als Gebetsrichtung gelten sollte. Freilich mußte Mohammed bald erfahren, daß dieses sein Entgegenkommen von keinem Erfolge begleitet war, und nun entlud sich sein ganzer Haß über die unglücklichen jüdischen Stämme. Nicht nur daß ihnen die anfangs gewährten Privilegien entzogen wurden, sie wurden tatsächlich geradezu als rechtlos behandelt und einer nach dem andern von dem inzwischen zu politischer Machtstellung gelangten, stets beutebedürftigen Islam ausgeplündert und teilweise vernichtet.

Damit wurde auch schon die weitere, dauernde Veränderung angedeutet, welche für die neue Religion mit der Übersiedlung nach Jathrib-Medina einzusetzen begann. Während nämlich der Prophet in Mekka nur eine religiöse Neuerung seines Volkes angestrebt und nicht im entferntesten daran gedacht hatte, auch eine politische Umwälzung herbeizuführen, gestaltete sich jetzt seine Lehre mehr und mehr zu einem politischen Programm um. Das treibende Motiv war einmal die Herrschsucht Mohammeds überhaupt, die jetzt ein neues,

fruchtbares Feld für ihre Betätigung fand, dann aber besonders auch die Rachsucht gegen die abtrünnige Vaterstadt.

Zunächst aber mußte Mohammed danach trachten, seine Stellung in Medina selbst zu befestigen. Und das versuchte er mit Erfolg auf friedlichem Wege. Vertragsgemäß standen ihm freilich in der neuen Heimat weder religiöse noch politische Befugnisse zu. Aber bei den zerfahrenen politischen Verhältnissen in Medina, den ständigen Streitigkeiten zwischen den beiden Bruderstämmen Aus und Chazraz, den religiösen Gegensätzen zwischen jüdischen und heidnischen Bürgern, konnte Mohammed bald die vermittelnde Rolle in seine Hand bekommen, wozu er sich als unparteiischer Dritter einerseits und wegen seiner freundschaftlichen Beziehungen zu den Juden anderseits vorzüglich eignete. Dadurch gelang es ihm, die heidnischen Bewohner seiner neuen Heimat immer mehr an sich zu ziehen. Der Islam schlug in Bälde auch in Medina immer tiefere Wurzeln bis schließlich nach Ausrottung oder Vertreibung der Juden die ganze Stadt willenlos zu Füßen des Propheten lag.

Freilich, die Friedensliebe Mohammeds dauerte nicht lang an. Die neugewonnene Machtstellung sollte ihm zunächst zur Befriedigung seiner Rachsucht gegen Mekka dienen. Um diese nun das ganze Streben des Propheten beherrschende Racheidee auch seinen Anhängern einzupflanzen, mußte Gott selbst im Koran die Parole „Rache an Koraisch" ausgeben: der Kriegsgedanke ging mit der Religion ein Bündnis ein. Um den religiösen Fanatismus der Gläubigen noch mehr zu entfachen und die Bedenken mancher sonst dem Islam wohlgesinnter Kreise gegen einen Krieg mit Mekka zu beheben, wurde durch eine neue Offenbarung die mekkanische Kaaba als das erste und erhabenste Heiligtum Allahs erklärt. Gott selbst sollte den Plan

dazu entworfen und Abraham im Verein mit seinem Sohne Ismael, dem biblischen Stammvater der Araber, es erbaut haben. Da die Juden das ihnen anfänglich gezeigte Entgegenkommen ohnehin nicht erwidert hatten, wurde die frühere Kibla widerrufen und an Stelle Jerusalems die Kaaba in Mekka zum Pol für alle Gebete bestimmt, die an Allah gerichtet wurden. Diese neue Offenbarung mußte in allen gläubigen Moslimen das brennende Verlangen erwecken, die Kaaba für den Islam wieder zu erwerben und ihrer angeblichen Entweihung durch die heidnischen Koraischiten ein Ende zu machen. So hatte Mohammed dem Rachekrieg gegen seine Vaterstadt einen religiösen Anstrich zu geben gewußt; der Religionskrieg war damit überhaupt zum treibenden Element der neuen Religion geworden.

Schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahres der Flucht begann er seine Kriegspläne in die Tat umzusetzen. Der Krieg, der zunächst nur im Abfangen und Ausplündern mekkanischer Handelskarawanen bestand, sich aber gelegentlich und im Bedürfnisfalle auch auf umwohnende jüdische Stämme erstreckte, wurde mit einer zielbewußten Energie und einer Skrupellosigkeit geführt, die geeignet gewesen wäre, auch die Herzen der altgläubigen Araber im Glauben an die neue Lehre wankend zu machen. So durchbrach Mohammed gleich beim ersten Angriff auf die Mekkaner die Heiligkeit des Monats Regeb; bei einem Zug gegen den jüdischen Stamm Nadir ließ er rücksichtslos dessen berühmte Palmenpflanzung niederhauen, was gegen alles Recht und Herkommen verstieß. Die Gläubigen Jathribs hielten sich darum anfangs noch von diesen Unternehmungen fern. Allein nach dem ersten Siege Mohammeds über ein von den Mekkanern zum Schutz einer bedrohten Karawane abgeschicktes Hilfsheer, dem

berühmten Treffen bei Bedr am 19. Ramadan des Jahres 2 der Flucht (Febr. 624), schlug die Gier nach Beute, die nach Abzug eines Fünftels für den Propheten unter die Sieger verteilt wurde, alle Bedenken nieder. Ein großer Teil der Stadtgemeinde stellte sich dem Propheten bedingungslos zur Verfügung; es sind dies die sogannten Anßar, „Helfer", die in den ersten Zeiten des Islam neben den „Fluchtgenossen" die angesehenste Stelle einnehmen. Mohammed benützte diese Gelegenheit, um sich durch Erlaß einer Gemeindeordnung zum unumschränkten geistlichen und weltlichen Herrscher der Stadt aufzuschwingen. Freilich erlitt das Ansehen des Propheten eine gewaltige Einbuße durch die Niederlage, die er im folgenden Jahre gegen die Mekkaner bei Ohod erlitt. Allein da letztere den Sieg nicht ausnützten — da sich nämlich das falsche Gerücht verbreitet hatte, Mohammed sei gefallen, hielten sie die ganze Sache für erledigt — war der materielle Schaden nicht allzugroß und die moralische Einbuße verstand der Prophet mit ungebrochenem Selbstgefühl durch neue Offenbarungen und Verheißungen alsbald zu verwischen.

Da Mohammed fortfuhr die mekkanischen Karawanen zu belästigen und die Stadt überhaupt für ihre Handelsverbindungen nach Norden fürchten mußte, sahen sich die Mekkaner gezwungen, zum letzten vernichtenden Schlag gegen den lästigen Ruhestörer auszuholen. Nach zweijähriger Vorbereitung erschien denn im Jahre 627 ein Heer von zehntausend Mann, teils Koraischiten teils Beduinen, vor Medina, das sich beim Herannahen dieser für arabische Verhältnisse gewaltigen Streitmacht mit aller Kraft zur Gegenwehr rüstete. Mit bewundernswerter Energie und diplomatischer Geschicklichkeit leitete Mohammed die Verteidigung, und die Folge war, daß die anfangs

so siegesbewußte Belagerungsarmee, der sich die Stadt bei größerer Ausdauer und Planmäßigkeit in den Operationen unbedingt hätte ergeben müssen, nach mehrwöchentlicher Belagerung unverrichteter Dinge wieder abzog.

Damit war der Kampf Mohammeds mit seiner Vaterstadt im Grunde entschieden. Schon im folgenden Jahre erschien der Prophet mit einem Heere vor Mekka. Es kam zu einem Friedensschluß, in welchem Mohammed für das folgende Jahr 629 der Besuch der Kaaba zugestanden wurde, den er auch an der Spitze von 2000 Gläubigen ausführte. Da sich aber kein friedliches Verhältnis zwischen beiden Städten anbahnen wollte, wie Mohammed wohl gehofft hatte, wollte er im Gefühle seiner Übermacht dem langjährigen Streit kurzerhand ein Ende machen. Im Jahre 630 brach er mit einem Heere von 10000 Mann gegen seine Vaterstadt auf. An ernsten Widerstand scheint man in Mekka gar nicht gedacht zu haben. Aus der Überlieferung läßt sich nicht ersehen, ob die Stadt durch Kapitulation oder durch Sturm in seine Hände fiel. Mohammed behandelte seine Vaterstadt mit auffallender Schonung; er ließ nur an etwa 10 Personen die Todesstrafe vollstrecken, untersagte das Beutemachen und änderte nichts an den Besitzverhältnissen der Stadt. Nur die Kaaba nahm er feierlich für den Islam in Besitz und ließ alle Götzenbilder zertrümmern. Für die nähere Umgebung Mekkas wurde der Gottesfriede erneuert, durch welchen wie ehedem selbst das Wild und die Bäume vor Schädigung gesichert sein sollten.

Durch die Eroberung Mekkas hatte der Islam sein neues, dauerndes religiöses Zentrum erhalten. Aber politischer Mittelpunkt des neues Reiches wurde Mekka nicht. Noch vor Ablauf eines Jahres kehrte

der Prophet mit den Seinigen wieder nach Medina zurück, nachdem er für Mekka einen Statthalter aufgestellt und die allerdings den Wohlstand der Stadt wenigstens für die nächste Zeit schwer schädigende Maßregel getroffen hatte, daß nach Ablauf einer Gnadenfrist von einem Jahre kein Heide mehr den Boden des mekkanischen Heiligtums betreten dürfe.

Mohammeds Politik nahm nun wieder einen vorwiegend friedlichen, aber mehr und mehr auf die ganze Halbinsel sich erstreckenden Charakter an. Sein Hauptziel in diesen letzten Jahren seines Lebens war die religiöse und nationale Einigung aller Araber. Um letztere zu erreichen, war er sogar bereit, bezüglich des religiösen Anschlusses an den Islam weitgehende Nachsicht zu gewähren. Während es zur Zeit des Religionskrieges gegen Mekka nur die Alternative gab: entweder Bekehrung oder Ausrottung, entschloß er sich jetzt zur prinzipiellen Duldung aller Anhänger der geoffenbarten Religionen, also der Juden und Christen. Und nicht bloß Duldung wurde ihnen zuteil, sie wurden auch staatsrechtlich der islamischen Gemeinde eingegliedert und des Schutzes Gottes und des Propheten versichert, nur mußten sie sich dazu verstehen, eine Grund- und Kopfsteuer an die islamische Gemeindekassa zu entrichten.

Auf Grund dieses neugeschaffenen staatsrechtlichen Prinzipes ging denn auch die Einigung der Halbinsel rasch vor sich. Hauptsächlich war es wohl die Furcht vor der überlegenen Macht des Propheten, weniger die Erkenntnis der großen Wohltat des Rechtsschutzes, den ein großes Staatswesen dem einzelnen gewähren konnte, was die einzelnen Stämme, christliche, jüdische und heidnische bewog, sich dem neuen Staate anzugliedern. Besonders zahlreich waren die Unterwerfungen im Jahre 9 der Flucht, das die ara-

bischen Geschichtschreiber deshalb das Jahr der Gesandtschaften nennen. So stand der Prophet um die Wende des Jahres 10 auf der Höhe einer Macht, wie sie im Lauf der Geschichte kein Fürst vor ihm in Arabien besessen hatte. Nahezu ganz Arabien lag zu seinen Füßen.

Im Fastenmonat des Jahres 10 besuchte Mohammed zum letztenmal Mekka. An der Spitze einer vieltausendköpfigen Karawane pilgerte er zur heiligen Stadt und versah das Amt eines Festleiters bei den vom Heidentum herübergenommenen, nur unbedeutend geänderten Wallfahrtszeremonien an der Kaaba.

Nach Medina zurückgekehrt, flammte der alte kriegerische Geist des Propheten noch ein letztes Mal auf. Von neuem sollte der Religionskrieg eröffnet werden und zwar gegen Byzanz. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen und das Heer im Begriffe, die Hauptstadt zu verlassen, da setzte der unerbittliche Tod dem Wirken Mohammeds ein Ende. Er starb nach kurzer Krankheit am 12. Rebi des Jahres 11 der Flucht (7. Juni 632), bald nachdem er von der mekkanischen Pilgerfahrt zurückgekehrt war, im Alter von 62 Jahren. Der Ort seines Hinscheidens, die Hütte seiner Lieblingsfrau Aïscha, wurde ihm zum Begräbnis hergerichtet, die die Pietät der folgenden Generationen zu einer Stätte des Gebetes machte und spätere Chalifen zum Zentrum einer prachtvollen Moschee umschufen.

Als geschichtliche Erscheinung ist Mohammed ohne Zweifel die größte Persönlichkeit, welche die arabische Halbinsel hervorgebracht hat, besonders wenn man auf den Erfolg sieht. Die religiöse und nationale Einigung der ungeheuren Halbinsel mit den zahlreichen, nur ihren eigensten Interessen lebenden Stämmen, war eine Tat, die den größten Leistungen in der Welt-



Grabmoschee Mohammeds in Medina.

geschichte würdig an die Seite treten kann. Freilich, in der Wahl seiner Mittel war der Prophet gerade

nicht immer skrupulös. Während in der ersten Zeit seines Wirkens, solang der Islam eine rein religiöse Bewegung war, an der Aufrichtigkeit seiner Überzeugung kaum zu zweifeln ist, tritt mit dem Augenblick, da der Islam mit der Übersiedlung nach Medina eine mehr politische Färbung bekommt, die zügellose Herrschsucht des Propheten als treibendes Motiv in den Vordergrund. In ihren Dienst mußte nun die ganze religiöse Bewegung treten, in ihrem Dienste mußte Allah die merkwürdigsten und oft widersprechendsten Offenbarungen erlassen, in ihrem Dienste wurde der religiöse Fanatismus zum rücksichtslosesten Religionskrieg entfacht, in ihren Dienst endlich stellte Mohammed auch die ihm eigene diplomatische Geschicklichkeit und Schlauheit. Diese Faktoren waren es in Verbindung mit der drückendsten Geistestyrannei gegenüber allen allmählich rege werdenden Zweifeln an seiner göttlichen Sendung, wodurch Mohammed in so unglaublich kurzer Zeit jenes gewaltige Werk schuf, das vor und nach ihm keinem andern gelungen ist. Auf diesem Wege sind ihm seine Nachfolger getreulich gefolgt und haben so binnen wenigen Jahrzehnten ein mohammedanisches Weltreich geschaffen, das sich von den Pyrenäen bis an die Fluten des Ganges erstreckte. Freilich, dieses gewaltige politische Gebilde ist bald wieder in einzelne Teile zerfallen und diese Teile selber sind ihrer Mehrzahl nach von der Landkarte verschwunden, aber die Lehre Mohammeds, die mit ihnen zugleich über einen großen Teil der alten Kulturwelt verbreitet wurde, sie ist geblieben, sie bildet heute noch die Grundlage für das geistige Leben von Millionen von Menschen — und darin liegt in letzter Linie die große weltgeschichtliche Bedeutung des Propheten von Medina.

Zweites Kapitel.

Der Islam als Religion.

Die nachhaltigste Wirkung auf die Menschheit, die auch heute noch ungeschwächt fortdauert, nachdem die politische Kraft des Islam längst erlahmt ist, hat Mohammed ausgeübt als Begründer einer neuen Religion. Und zwar steht er als Religionsstifter hoch über den zahlreichen andern Stiftern neuer Sekten und Religionsgemeinschaften, die in der Geschichte aufgetreten sind; ja, wir pflegen ihn vielfach mit Moses und Christus in einem Atem zu nennen, ist er ja doch der Stifter der dritten großen monotheistischen Weltreligion, wenngleich seine Lehre in andern Punkten den Vergleich mit der geoffenbarten Religion nicht aushalten kann. Als Religionsstifter ist Mohammed von allem Anfang an aufgetreten, die ersten Jahre seiner Wirksamkeit waren nur von dem Gedanken einer religiösen Erneuerung seines Volkes getragen, das politische Element ist erst später dazu gekommen. Für die Entwicklung des religiösen Gedankens war diese Verschmelzung nicht von Gutem; die innere Hohlheit des Islams, die gänzliche Veräußerlichung und Verflachung, die seit 622 immer mehr zutage tritt, ist hauptsächlich ein Produkt seiner Versetzung mit der Politik. Freilich, die ungeheure Verbreitung, welche die neue Religion binnen kurzer Zeit erreichte und heute noch aufweist, hätte sie aus eigener Kraft wohl nie erlangt, diese verdankt sie nur ihrer Verbindung mit dem politischen Islam. Man wird darum den Islam als Religion sowohl seinem innern Gehalte nach wie auch in seiner Wirkung auf die breiten Massen nur richtig beurteilen, wenn man

dieses politische Moment in der Entstehung und Entwicklung desselben stets im Auge behält.

Die neue Religion hatte ihr Stifter selbst **Islam** d. h. „Ergebung“ in den Willen Allahs genannt; ihre Bekenner heißen darum Moslime d. h. Gottergebene.

بسم الله الرحمن الرحيم

الرحمن علم القرآن خلق الإنسان

Seite aus einer arabischen Handschrift des Koran.

Mohammed hat kein System seiner Lehre hinterlassen. Anfangs war er sich über die Tragweite seines Unternehmens wohl selbst nicht ganz klar, und als er begann mit der ihm eigenen Energie und Tatkraft auf ein bestimmtes Ziel loszusteuern, da war dieses Ziel kein rein religiöses mehr, sondern vielmehr ein poli-

tisches, das treibende Motiv nicht mehr der opferfreudige Eifer für die Ehre Allahs, sondern die ungezügelte Herrschsucht des Propheten. Die Offenbarungen mußten nun in den Dienst dieser Politik treten, erfolgten nur mehr gelegentlich, um irgend eine schwierige Situation durch einen Machtspruch Allahs zu klären oder dem Propheten aus einer Verlegenheit zu helfen und standen infolgedessen nicht selten miteinander im Widerspruch.

Die Zusammenstellung all dieser Aussprüche und Offenbarungen Gottes durch den Propheten bilden das heilige Buch der Mohammedaner, den Koran d. h. „Lesung“. Derselbe zerfällt in 114 Suren, die etwa unsern Kapiteln entsprechen, von sehr verschiedener Länge. So wie der Koran vorliegt, geht er nicht auf den Propheten zurück, sondern stammt aus späterer Zeit. Mohammed selbst hat sich um die Sammlung seiner gelegentlich erlassenen Offenbarungen nicht weiter bemüht. Sie wurden aber von den Gläubigen als Gottes Wort sorgfältig bewahrt, einzelne Suren wurden wohl auch niedergeschrieben, aber an eine vollständige Zusammenstellung derselben dachte man zunächst nicht. Erst als nach dem Tode des Propheten die mündliche Überlieferung ins Wanken kam und sogar Gefahr für etwaige Fälschung bestand, ließ der erste Chalife Abubekr durch den Sekretär des Propheten, Said, die Offenbarungen sammeln. Dieser schrieb die einzelnen Stücke zusammen, wie sie ihm gerade in die Hände kamen, ohne Rücksicht auf die Zeitenfolge und die äußeren Umstände, unter denen sie bekannt gegeben wurden. So herrscht denn im Koran, der das gesamte Leben der Mohammedaner regelt und im gewissen Sinne sogar höheres Ansehen genießt als bei uns die Heilige Schrift, die größte Unordnung und Verwirrung. Von Widersprüchen wimmelt das Buch;

225 Verse, welche Glaubenslehren enthalten, werden widerrufen. Der Chalife Othman ließ später eine neue Redaktion veranstalten und alle von ihr abweichenden vernichten. Diese ist die offizielle Ausgabe, welche auch heute noch Geltung hat.

Die für das religiöse und soziale Leben maßgebenden, gegenüber anderen Bekenntnissen und Weltanschauungen besonders charakteristischen Lehren des Islam sind folgende:

Grunddogma ist der Monotheismus, der Glaube an einen allmächtigen und allbarmherzigen Gott. Es ist entschieden ein kaum hoch genug anzuschlagendes Verdienst Mohammeds, den Monotheismus zur Grundlage seiner neuen Religion gemacht und so Millionen von Menschen dem Dunkel des Heidentums entrissen und vielen auch den Weg zur wahren Religion geebnet zu haben. Durch diesen obersten Glaubenssatz war der Islam von allem Anfang an in schroffen Gegensatz zu den bisherigen Anschauungen der Araber getreten und hatte sich auf der andern Seite den beiden großen Offenbarungsreligionen, dem Judentum und Christentum, bedeutend genähert. Mohammed suchte auch anfangs, wie schon erwähnt, diese gemeinsame Grundanschauung für seine Zwecke auszunützen. Als ihm aber dies nicht gelang, trat er gegen Juden und Christen immer feindseliger auf und hob besonders gegenüber der christlichen Lehre von der Dreipersönlichkeit Gottes den starren Monotheismus sehr schroff hervor, wenn auch schließlich Juden wie Christen mehr aus politischen Rücksichten offizielle Duldung im islamischen Staatsgefüge zuteil wurde.

Am Monotheismus hat Mohammed stets festgehalten, auch in der Zeit, als seine eigene Person immer mehr in den Vordergrund trat und von seinen fanatischen Anhängern fast vergöttert wurde. Er selbst

beanspruchte für sich nur den Titel und die Ehre eines Gesandten Gottes und zwar jenes Gesandten, der der Menschheit die volle Offenbarung erschlossen habe. Im übrigen ließ er aber neben sich auch noch andere Propheten gelten, welche er gewissermaßen als seine Vorläufer betrachtete, so Moses und Christus und andere hervorragende Männer des Alten Bundes. Besonderes Ansehen aber genoß bei Mohammed Abraham und sein Sohn Ismael, der biblische Stammvater der Araber. Diese beiden gelten nicht bloß als die Gründer des heiligen Hauses in Mekka, sondern als die Stifter der wahren Religion auf Erden überhaupt. Sie haben eigentlich schon den Islam gelehrt und manche Propheten nach ihnen sind für den Islam eingetreten; aber die Menschen haben die Züge der Abrahamsreligion wieder verwischt und verschoben, bis er, Mohammed, als letzter und größter der Propheten, kam, um die lautere Lehre Allahs wieder auf Erden zu predigen. Es ist das letztemal, daß Gott der Menschheit Offenbarungen zuteil werden läßt; mit dem Islam ist die religiöse Entwicklung abgeschlossen, nur noch das große Weltgericht hat zu kommen. Der Glaube an diese göttliche Sendung Mohammeds wurde schließlich ebenso zum Glaubenssatz wie der Glaube an Allah selbst, und das mohammedanische Glaubensbekenntnis, durch dessen Rezitation sich der Moslim als solchen bekennt, lautet heute noch: Lá iláha illalláh muhammadun rasulláh: „Es gibt keinen Gott außer dem Gott (Allah) und Mohammed ist der Gesandte Gottes."

Ein weiterer Grundgedanke der neuen Lehre, der für deren unerhört schnelle Verbreitung von nicht zu unterschätzender Bedeutung geworden ist, ist der blinde Fatalismus, d. h. der blinde Glaube an ein allwaltendes Schicksal, das die Geschicke jedes einzelnen

Menschen unabänderlich festgesetzt hat. Dieser Glaube war es vor allem, der die an sich weniger tapferen als hinterlistigen Araber in jene furchtbaren Krieger umwandelte, die sich im heiligen Kriege die Welt unterwarfen, deren ungestümer Tapferkeit die geübtesten und bestdisziplinierten Heere unterlagen.

Nicht minder aber trug zu diesem Erfolg bei Mohammeds Lehre vom Paradies. Während nämlich den Ungläubigen im Jenseits der Pfuhl der Hölle mit all seinen Greueln erwartet, winkt dem gläubigen Moslim, besonders wenn er im Kampfe für die heilige Sache fällt, ein mit allen nur denkbaren sinnlichen Freuden ausgestattetes Paradies. Nicht nur jene Vergnügungen, die er sich auch in diesem Leben je nach Maßgabe seines Vermögens verschaffen kann, sollten ihm dort im höchsten nur faßbaren Maße zuteil werden, auch solchen Genüssen, die ihm auf Erden durch die Religion verboten sind, wie der Genuß des Weines, das Spiel usw., kann er sich dort ungehindert und nach Herzenslust hingeben. Diese mit den grellsten sinnlichen Farben ausgemalte Paradiesesschilderung mußte auf die rohen, für höheres Geistesleben kaum noch reifen Araber von betäubender Wirkung sein, sodaß sie mit Begeisterung und Todesverachtung in den heiligen Krieg zogen. So eigenartig diese grobsinnliche Ausmalung des Lebens im Jenseits auch berührt, es muß Mohammed immerhin als Verdienst angerechnet werden, seinem ganz in der Sorge für das Diesseits aufgehenden Volke den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Belohnung beziehungsweise Bestrafung in der Ewigkeit beigebracht zu haben.

Um dieser Paradiesesfreuden teilhaftig zu werden, genügte es nun freilich nicht, an Allah und seinen Propheten zu glauben, man mußte sich auch dazu bequemen, einige in Wirklichkeit aber nicht allzu schwere

Gebote zu erfüllen. Dazu gehört vor allem die Pflicht, fünfmal des Tages zu beten, und zwar in der Richtung nach der heiligen Stadt Mekka. Diese Gebete, deren Text genau bestimmt ist, müssen unter ebenfalls genau vorgeschriebenen Zeremonien verrichtet werden. An sich ist es gleichgültig, wo man sie verrichtet; in den Städten, zunächst in Medina, wurden dafür eigene Moscheen errichtet, wo anfangs der Prophet selber, später seine Nachfolger, die Chalifen, und die von diesen bestellten Statthalter und Imame die Gebetsübung leiteten. Da der Gebrauch von Glocken verboten ist, werden die Gebetszeiten durch Ausrufer von den Minarets der Moscheen herab den Gläubigen verkündet. An sich ist das gemeinsame Gebet nicht Pflicht, es gilt aber als verdienstlicher. Vorgeschrieben ist es für den volljährigen Moslim nur am Freitag, dem Wochenfeiertag der Mohammedaner, wo jeder Ortsansässige sich in der Moschee des Ortes einzufinden und das zweite der fünf täglichen Gebete mitzumachen hat. Während dieses allgemein obligatorischen Gottesdienstes ruht auch die Arbeit. Vor und nachher ist es aber ausdrücklich gestattet seiner Beschäftigung nachzugehen.

Ein weiteres alle Moslim umfassendes, sozial sehr wichtiges Gebot ist das der sogenannten Armentaxe oder Armensteuer. Jeder gläubige Moslim war gehalten, von seinem beweglichen und unbeweglichen Vermögen einen bestimmten Prozentsatz, der zu verschiedenen Zeiten verschieden war, als Almosen für die unbemittelten Mitglieder der Gemeinde an die Staatskasse abzuliefern, von wo aus die Verteilung erfolgte. Überhaupt legte Mohammed seinen Anhängern die werktätige Nächstenliebe nachdrücklichst ans Herz; einer seiner Grundsätze lautete: Glauben führt dem Himmel auf halbem Wege entgegen, Fasten führt

bis an die Tür, Almosen öffnet die Pforte. Das Ziel, das er dabei verfolgte, verdient alle Anerken-



Betende Araber.

nung. Es sollten dadurch die sozialen Unterschiede zwischen reich und arm — Mohammed nahm alle Araber ohne Unterschied, sogar die Sklaven als gleichberechtigte Mitglieder in seine Gemeinde auf — einiger-

maßen ausgeglichen werden. Er selbst bestimmt die Verwendung der Armensteuer folgendermaßen: „Die Almosen sind für die Armen, Bedürftigen, Steuerbeamten, für die, deren Herzen besänftigt werden sollen (d. h. für die mit Gewalt Unterworfenen um sie auch innerlich für die Sache des Islam zu gewinnen), für den Loskauf von Gefangenen, für die Verschuldeten, für den Glaubenskrieg und für die Wanderer." Als später nach der Eroberung Vorderasiens ungeheure Reichtümer in die Hände der Nachfolger des Propheten zusammenströmten, wurden für alle Moslim eigene Jahresdotationen zum Teil in beträchtlicher Höhe, je nach Stand, Würde, Verdienst um die heilige Sache und Verwandtschaftsgrad mit dem Propheten festgesetzt. Freilich vergaß man später den ursprünglichen Zusammenhang dieser Jahrespension mit der zum Ausgleich der sozialen Unterschiede eingeführten Armentaxe und erhob auch von dieser Summe die Einkommensteuer. Übrigens ist klar, daß dieser Versuch, die soziale Frage zu lösen, nicht von dauerndem Erfolg sein konnte. Die Jahrespensionen wurden bald immer kleiner und verschwanden schließlich ganz und die Armensteuer wurde wenigstens, sofern sie nicht ganz aufhörte, ihrem ursprünglichen Zweck nicht mehr zugeführt, die Almosen der Gläubigen flossen in den unersättlichen Staatssäckel der verschwenderischen Chalifen, soweit sie nicht vorher schon in den Taschen der Beamten verschwanden.

Ein gleichfalls überraschendes, wahrscheinlich auf jüdische oder christliche Anregung hin erlassenes Gebot ist die Verpflichtung zum Fasten während des heiligen Monats Ramadan, in welchem Mohammed seine ersten Offenbarungen empfangen haben soll. Die Verpflichtung des Gebotes ist eine sehr strenge, es darf von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht das ge-



Im Gebete vor der Moschee.

ringste genossen werden und dies einen ganzen Monat hindurch. Freilich ist dasselbe nicht allzuschwer zu umgehen, man braucht nur Tag und Nacht zu vertauschen, indem man den Tag über schläft, dann kann man sich während der Nacht reichlich für das auf diese Weise nicht allzu fühlbare Opfer des Fastens entschädigen. Tatsächlich gehören denn auch heute noch in Konstantinopel und überhaupt in mohammedanischen Städten die Nächte des Ramadan zu den ausgelassensten des ganzen Jahres.

Weiterhin ist jeder erwachsene Mohammedaner verpflichtet, wenigstens einmal in seinem Leben eine Wallfahrt in die heilige Stadt Mekka zu machen und dort die Kaaba unter den vorgeschriebenen Zeremonien zu besuchen d. h. den Haddsch mitzumachen. Die Pilger, welche dieser Verpflichtung schon nachgekommen sind, führen daher den Ehrentitel Haddschi. Auch heutzutage noch bekunden die Moslime in allen Teilen der Welt einen geradezu bewundernswerten Eifer in der Erfüllung dieser besonders für Unbemittelte sehr schweren Verpflichtung. Hunderttausende pilgern alljährlich unter den schwersten Opfern und größten Entbehrungen in die heilige Stadt, um dort die Zeremonien zu verrichten und dann auch am Grabe des Propheten in Medina zu beten. Nicht selten bedeutet diese Wallfahrt für einen großen Teil ihrer Teilnehmer den letzten Gang, da infolge der ungeheuren Menschenansammlung nur allzuoft epidemische Krankheiten entstehen und Tausende der Pilger hinwegraffen.

Unter den Verboten, die Mohammed seinen Anhängern auferlegte, ist das merkwürdigste das Weinverbot. Während der Wein unter den Genüssen des Paradieses eine Hauptrolle spielt, ist er dem Moslim hier auf Erden streng untersagt. Wie Mohammed zu

dieser von dem sonst so ausgeprägten sinnlichen Charakter seiner Religion so ganz abstechenden Verordnung kam, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Gewöhnlich nimmt man an, daß ihn die Rücksicht auf die Disziplin im Kriege — und der Krieg, der heilige Krieg, war ja die Hauptaufgabe der ersten Moslime — dazu veranlaßt hat. Man darf übrigens bei diesem auffallenden Verbote nicht aus dem Auge lassen, daß Arabien bereits außerhalb der eigentlichen Weinzone liegt und darum der Wein ein Luxusartikel war, den sich nur die Reichen und Vornehmen leisten konnten. Die ersten Anhänger Mohammeds werden ihn darum nicht sonderlich vermißt haben. Als später infolge des aus allen Teilen der Welt zusammenströmenden Reichtums in den beiden heiligen Städten Mekka und Medina Wohlleben und Luxus immer mehr überhandnahmen, wurde das Weinverbot von einem großen Teil der Bevölkerung ebensowenig beachtet wie an den ebenfalls von raffiniertem Luxus und üppigster Sinnlichkeit beherrschten Chalifenhöfen in Damaskus und Bagdad.

Ebenfalls von großer sozialer Bedeutung wie das Weinverbot und wohl gleichfalls durch disziplinäre Erwägungen veranlaßt war das Verbot jeglichen Hazardspieles, besonders des bei den Arabern so sehr beliebten Pfeilspieles, mit dem man sich, vornehmlich im Winter, die Zeit vertrieb. Da den Einsatz Kamele, das Vermögen des Arabers bildeten, hatte es den Ruin vieler Familien im Gefolge und es muß Mohammed als Verdienst angerechnet werden, dagegen eingeschritten zu sein.

Eine der dunkelsten Seiten des Islam nach religiöser wie sozialer Hinsicht ist die geringe Wertschätzung, ja wir dürfen sagen, gänzliche Zerstörung eines geordneten Familienlebens, ohne das ein ge-

ordnetes Staatswesen auf die Dauer nicht möglich ist. Mohammed selbst war eine äußerst sinnlich angelegte Natur. Nach dem Tode seiner ersten Gattin, Chadidscha, erklärte er die übrigens auch schon bei den alten Arabern vorkommende Vielweiberei auch für die neue Religion als erlaubt und ging in der Vermehrung seines Harems allen Gläubigen mit seinem Beispiele voran. Während er aber dem gewöhnlichen Moslim nur vier rechtmäßige Frauen erlaubte, hielt sich der Prophet selbst nicht an diese Vorschrift und als infolgedessen selbst seine getreuesten Anhänger an seiner Sendung irre zu werden drohten, mußte Allah selbst deren Gewissen beschwichtigen und durch eine Offenbarung erklären, daß er es sei, der dem Propheten für seine Person diese Ausnahme gestattet habe.

Durch die prinzipielle Gestattung der Vielweiberei war das Familienleben verpestet und die Stellung der Frau empfindlich geschädigt. Aber auch sonst steht das Weib im Islam tief unter dem Mann. Die strenge Abschließung der mohammedanischen Frau, die sich nie unverschleiert auf der Straße zeigen darf, geht auf Anordnung Mohammeds zurück. Der Koran macht dem Manne zwar gute Behandlung der Frau zur Pflicht, aber er gibt diesem zugleich das Recht, sie im Falle der Widersetzlichkeit zu züchtigen. Bei der Ehescheidung kommt es nur auf den Willen des Mannes an, jedoch erhält die Frau die Hälfte des Brautschatzes zurück. Die eigentliche Haremswirtschaft und in ihrem Gefolge die gänzlich unwürdige Stellung des Weibes, das, meist ohne jegliche Geistesbildung aufgewachsen, sein Leben in kindischem Spiele und kleinlicher Eifersüchtelei innerhalb der vier Wände des Harems verzehrt, geht zwar zunächst auf persische Entlehnung zurück, mußte sich aber als notwendige



Eine arabische Familie.

Folge aus dem von Mohammed aufgestellten Prinzip über das Verhältnis von Mann und Weib ergeben.

Übrigens ist zu bemerken, daß mit der prinzipiellen Gestattung der Polygamie dieselbe keineswegs auch tatsächlich so allgemein ist, wie man meinen könnte. Im Gegenteil, nur ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil der mohammedanischen Bevölkerung kann sich den kostspieligen Luxus leisten, mehrere Frauen zugleich zu ernähren; weitaus der größte Teil begnügt sich nach wie vor mit einer Frau und ist zufrieden, wenn er diese samt den Kindern unterhalten kann. Allerdings ist die Stellung der Frau auch in solchen Familien nichts weniger als würdig und beneidenswert. Besonders in den armen, unbemittelten Fellachenfamilien in Ägypten und Palästina ist das Weib meist die willenlose Sklavin ihres oft recht brutalen Mannes.

Hat so Mohammed durch Gestattung der Polygamie die soziale Stellung des Weibes in bedauernswerter Weise entwürdigt, so dankt ihm doch anderseits die arabische Frau ein Gesetz, das sie wenigstens in Bezug auf die Existenzberechtigung dem Manne gleichstellt. In den altarabischen Familien waren nämlich Kinder weiblichen Geschlechtes sehr unwillkommen und es herrschte allgemein die barbarische Sitte, neugeborne Mädchen zu töten beziehungsweise lebendig zu begraben. Es hing vom Willen des Familienvaters ab, ob er seine Tochter großziehen wollte oder nicht. Gegen diese unmenschliche Sitte schritt Mohammed energisch ein und verbot ein für allemal die Tötung von Kindern.

Das sind, kurz gefaßt, die wichtigsten Glaubenslehren und Glaubenspflichten, welche den Islam als Religion charakterisieren. Eine knappe Zusammenstellung des mohammedanischen Sittengesetzes gibt folgende, dem mosaischen Dekalog nachgebildete Koran-

stelle: „Gebt Allah keinen Genossen! Behandelt die Eltern gut! Tötet im Elend eure Kinder nicht! Begeht keine Unzucht, weder öffentlich noch im geheimen! Tötet nicht den, den Allah für unverletzlich erklärt hat auf Grund des Gesetzes! Greift das Gut der Waisen, die nicht volljährig sind, nicht an, außer wo es sich um ihr Bestes handelt! Wendet rechtes Maß und Gewicht an! Wir legen niemand mehr auf, als er tragen kann. Wenn ihr redet, seid unparteiisch, mag es sich auch um einen Verwandten handeln! Haltet am Bündnis mit Allah fest!“ Besonders tiefe Wurzeln schlug aber diese Sittenlehre beim größten Teil der späteren mohammedanischen Welt keineswegs. Die meisten neubekehrten Moslime begnügten sich mit der äußeren Einhaltung der vorgeschriebenen religiösen Übungen und blieben im übrigen den sittlichen Anschauungen und Gewohnheiten ihres Landes und ihrer Vorfahren treu.

Eine höchste religiöse Autorität gab es im Islam eigentlich nicht. Die Glaubenssätze waren so klar, daß für den gewöhnlichen Moslim nicht leicht ein Zweifel entstehen konnte. Die tiefere Entwicklung der Dogmen blieb den Gelehrten überlassen, die sie auch mehr und mehr zu vertiefen suchten. Auf die breiten Massen hatte aber dies keinen Einfluß. An sich war der Chalif, der Nachfolger des Propheten, religiöses Haupt, Imam, und zwar war er dies in erster Linie, erst in zweiter war er weltlicher Herrscher. Darum bestand zunächst seine Aufgabe im Schutze der Religion, speziell in der Verbreitung derselben durch den Glaubenskrieg, in der Entscheidung von Streitsachen und in der Ausführung der Bestimmungen Gottes in Strafsachen. Im übrigen oblag ihm natürlich auch die Leitung der gottesdienstlichen Versammlungen, die lediglich in Predigt und Gebet bestehen. Dabei konnte er sich auch

vertreten lassen. Diese Vertreter, denen bei der ungeheuer schnellen Ausbreitung des Islam die Leitung des Gottesdienstes allmählich ganz überlassen wurde, waren zunächst die Statthalter, bald aber wurden zu diesem Zwecke eigene Imame oder, wie sie bei den Türken gewöhnlich heißen, Mollas aufgestellt. Einen eigentlichen Priesterstand gibt es im Islam nicht, da auch der Mittel- und Kernpunkt jeder tiefer gehenden Religion fehlt, nämlich das Opfer.

Der Beitritt zum Mohammedanismus erfolgt durch das einfache Bekenntnis des Glaubens an Allah und an die göttliche Sendung Mohammeds; das äußere Zeichen der Zugehörigkeit zur Gemeinde der Gläubigen ist die Beschneidung, die, obwohl im Koran mit keinem Worte erwähnt, dennoch von Mohammed selbst angeordnet zu sein scheint. Doch hat er sie nicht, wie man vermuten könnte, von den Juden herübergenommen, sondern aus dem altarabischen Heidentum, wo sie gleichfalls vielfach üblich war.

Die großartige Verbreitung der neuen Lehre erfolgte nicht auf dem friedlichen Wege des Missionierens, sondern durch die Waffen. Allerdings ward der Zweck des heiligen Krieges bald nicht mehr so fast die Bekehrung der außerarabischen Welt, als die politische Unterwerfung derselben unter die Nachfolger des Propheten. Denn den unterworfenen Völkern wurde der Islam keineswegs mit Gewalt aufgedrängt; die Anhänger der geoffenbarten Religionen, Juden und Christen, genossen schon von Mohammed her prinzipielle Duldung, aber auch gegen andere religiöse Genossenschaften ließ man weitgehende Duldung walten. Freilich trat diese unterworfene Bevölkerung in der Folge massenhaft zum Islam über, aber hauptsächlich wegen der materiellen Vorteile, welche die Zugehörigkeit zur herrschenden Kaste bot. Daraus erklärt sich auch,

warum der Islam bei einem großen Teil seiner Bekenner bis heute noch keine tieferen Wurzeln gefaßt hat, sondern vielfach nur eine äußere Form ist, an der freilich der Moslim mit einer Zähigkeit hängt, die nur durch die Jahrhunderte währende Herrschaft des Islam in den betreffenden Ländern verständlich wird.

Bei den großen inneren Gegensätzen, die bald nach dem Tode des Propheten zutage traten, sowie bei der außerordentlich schnellen Ausbreitung der neuen Lehre, konnte es nicht ausbleiben, daß bald auch Spaltungen in der Lehre selbst sich zeigten. Die massenhaften, vielfach nur äußerlichen Bekehrungen der unterworfenen Völker mit den verschiedensten Kulturen, die zunächst nur die Form des Islam annahmen, ihre eigene Weltanschauung aber beibehielten, begünstigten die Sektenbildung von Anfang an. Wenn wir noch dazu nehmen, daß Bürgerkriege und politische Parteikämpfe bereits in der ersten Zeit des Chalifats gleichfalls die religiöse Uneinigkeit mächtig förderten und sie sogar in ihren Dienst nahmen, so kann es uns nicht wundernehmen, wenn wir auf dem Boden des islamischen Weltreiches die religiösen Sekten bald wie Pilze aus dem Boden schießen sehen. Von größerer Bedeutung ist allerdings nur eine Spaltung, die ihren Grund in der politischen Rivalität der beiden heiligen Städte des Islam und ihrer Hauptvertreter hat. Sie kam mehr und mehr zum Ausbruch, als nach dem Tode der ersten drei Chalifen ein Bürgerkrieg zwischen den Anhängern des Ali, des Gemahls der Fatima, der Tochter des Propheten, und den Omajaden, den Vertretern des mekkanischen Adels, um das Chalifat entstand. Dem politischen Gegensatz ging hier ein religiöser zur Seite, der auch bestehen blieb, nachdem die Politik längst ausgeschieden war, und heute noch in der großen Spaltung fortbesteht, welche die isla-

mische Welt in zwei Lager sondert, die Sunniten und die Schiiten. Erstere nehmen zum Koran hinzu als Glaubens- und Rechtsquelle noch die Tradition an, Sunna, eigentlich „Übung", d. h. wie sich der Prophet nach den Berichten der Hadit, „Überlieferung", in einzelnen Fällen verhalten hat. Letztere dagegen, die Anhänger Alis, verwerfen die Überlieferung und stützen sich auf den Koran allein. Sie sind hauptsächlich auf Persien beschränkt, wo die Schia heute noch die Staatsreligion bildet. Zu den Sunniten dagegen, die den Sultan von Konstantinopel als rechtmäßigen Chalifen und Fürsten der Gläubigen anerkennen, zählen die meisten Anhänger des Islam in der heutigen mohammedanischen Welt.

Noch tiefer als diese Spaltungen erschütterte den Islam die mit dem Studium der Philosophie einreißende religiöse Gleichgültigkeit, die sich besonders an den Chalifenhöfen in frivoler Weise geltend machte. Die gebildeten Kreise spotteten entweder offen über die Dogmen und Vorschriften des Islam oder heuchelten nach außen strenge Religiosität, während sie sich in ihrem Leben um die religiösen Pflichten nicht im mindesten kümmerten. Am Abassidenhofe in Bagdad, wo so viel Frömmigkeit zur Schau getragen wurde, hatten Sänger und Sängerinnen der schlechtesten Sorte Zutritt und der Wein floß in Strömen. Ein Chalife, der ein notorischer Trunkenbold war, erließ scharfe Gesetze gegen das Weintrinken und die Unsittlichkeit. Aber auch sonst gab es im Islam zahlreiche Richtungen, die das Wort und die Vorschriften des Propheten grundsätzlich für wertlos hielten.

Freilich fehlte es auch nicht an Bestrebungen, den Islam zu vertiefen, den Auswüchsen des Buchstaben- und Personenkultes energisch entgegenzutreten und so auf diese Weise eine Art Reformation durchzuführen. So kämpften

die ekstatischen Sufis besonders gegen die mechanische, äußere Werkheiligkeit, welche die große Masse beherrschte, und suchten durch intensive Betrachtung oder äußere Erregungsmittel in unmittelbare Berührung mit Gott



Ein Derwisch.

zu treten und in ihm aufzugehen. Eine Ausartung dieser mystischen Richtung stellen die berüchtigten heulenden und tanzenden Derwische dar, eine Art mohammedanischer Mönchsorden, der den lebendigen ekstatischen Verkehr mit Gott durch eine geradezu selbstmörderische

Askese herzustellen sucht oder vielmehr suchte; denn jetzt sind die mit rasenden Gebärden begleiteten Gebetsübungen zu einer bloßen Schaustellung geworden, die sich jeder Besucher des Morgenlandes gegen ein Eintrittsgeld ansehen kann.

Gegen die nahezu göttliche Verehrung des Propheten, die sich im Laufe der Zeiten herausgebildet hatte, und eine allenthalben verbreitete und mancherorts in übertriebener Weise gepflegte Verehrung der Heiligen des Islam trat um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein gewisser Wahab auf und suchte den Islam auch sonst von Auswüchsen zu reinigen und ihn nach dem Vorbild des Urislam zu erneuern. Seine Anhänger errangen in Arabien glänzende Erfolge, zerstörten die Gräber der Heiligen und führten überall, soweit ihre Macht reichte, eine strenge gesetzesmäßige Lebensweise ein. Gegenwärtig mag die Zahl der Wahabiten im Innern Arabiens, im Nedschran, etwa noch eine Million betragen.

Im übrigen hat der Islam trotz der gewaltigen Verbreitung, die er heute noch besitzt, auch das bißchen innere Leben eingebüßt, das in den ersten Jahrzehnten seines Bestandes in ihm pulsierte, und ist ganz und gar veräußerlicht. Dagegen ist der ihm von Anfang anerzogene Fanatismus, in manchen Gegenden wenigstens, bis auf den heutigen Tag geblieben. Das heutige Verbreitungsgebiet des Mohammedanismus deckt sich im allgemeinen noch mit dem, das er in der ersten Zeit seiner Eroberungspolitik gewonnen hatte. Nur aus den europäischen Staaten Spanien und Sizilien wurde mit der politischen Herrschaft auch die Religion des Islam verdrängt. Dafür hat er nach anderer Richtung auch später eine erfolgreiche Propaganda entfaltet. Die Zahl der Bekenner beträgt heute etwa 224 Millionen, die sich hauptsächlich auf folgende Ge-

biete verteilen, wo der Islam als herrschende Religion gelten kann: Arabien, Syrien, Mesopotamien, Kleinasien, die europäische Türkei, Afghanistan, die malaiische Inselwelt, Nordafrika mit dem Sudan und die Ostküste Afrikas hinunter bis Madagaskar. Ein starker Prozentsatz von Moslimen findet sich auch in Britisch-Indien (60 Millionen), China (24 Millionen) und im asiatischen Rußland (12 Millionen). Ist somit die Zahl der Anhänger des Propheten von Medina immerhin noch gewaltig groß, seine Rolle als Weltreligion scheint der Islam endgiltig ausgespielt zu haben, da er allem Anschein nach einer Neubelebung ganz und gar unfähig ist.

Drittes Kapitel.

Der politische Islam.

Wir haben gesehen, daß Mohammed, der anfangs sein Volk nur religiös erneuern wollte, bald auch in der Politik eine führende Rolle übernahm, ja daß ihm diese schließlich sogar zur Hauptsache wurde und die religiöse Bewegung in ihren Dienst treten mußte. Zunächst war das leitende Motiv allerdings die schrankenlose Herrschsucht des Propheten selbst, bald aber bemächtigte sich der jungen Gemeinde eine andere Idee, nämlich die von der Universalität des Islam: Der Islam ist *die* Religion, und es ist Pflicht aller gläubigen Moslime, dieselbe über die ganze Welt zu verbreiten und zwar mit dem Schwerte im heiligen Kriege, denn — und das ist eine zweite, mit der ersten unmittelbar verbundene Idee — den Moslimen gebührt von rechtswegen auch die politische Herrschaft über alle Ungläubigen.

Das war das treibende Motiv in dem nun beginnenden Kampfe der Araber, in welchem sie binnen

kürzester Zeit ein Weltreich schufen, wie es das Altertum kaum je gesehen hatte.

Zunächst aber bedurften noch die Verhältnisse auf der arabischen Halbinsel und die innere Verfassung des Islam der Festigung und endgiltigen Regelung. Als Mohammed starb, war sein nächstes Ziel, Arabien religiös und politisch zu einigen, bis zu einem gewissen Grade erreicht. Freilich war es zunächst nur die persönliche Autorität des Propheten und die Furcht vor der fanatischen Kriegsmacht in seinen Händen, welche die widerstrebenden Elemente zusamenhielt. Sein unerwarteter Tod mußte für das junge Reich eine schwere Krisis bedeuten, zumal der Prophet für den Fall seines Ablebens keinerlei Anordnungen getroffen hatte. Nach arabischer Anschauung konnte die Leitung des moslimischen Gemeinwesens nur in die Hände eines der nächsten Verwandten aus der Familie Mohammeds übergehen, und da dieser keine männlichen Nachkommen hinterlassen hatte, kamen zunächst zwei Männer in Betracht, die schon bei seinen Lebzeiten einen großen Einfluß auf die Entwicklung des Islam ausgeübt hatten: Ali, der Gemahl der Fatima, der Lieblingstochter des Propheten, und Abubekr, der Vater seiner Lieblingsfrau Aischa. Die Wahl der Moslime fiel auf letzteren: Abubekr übernahm als Chalife, d. h. Nachfolger, die religiöse und politische Leitung des jungen Gemeinwesens.

Der neue Herrscher war ein ebenso gerechter als tatkräftiger Regent. Er hat nicht bloß die Einheit des Reiches erhalten, das auf die Nachricht von Mohammeds Tod schon aus den Fugen zu gehen drohte, sondern dem Islam auch noch neue Völker gewonnen. Unter Strömen von Blut wurden die aufständischen Stämme Arabiens wieder unterworfen, und die sich allenthalben erhebenden Gegenpropheten aus dem Wege

geräumt. Kaum war Arabien bewältigt, so erteilte er den Befehl, Irak, das unter persischer Herrschaft stehende Mesopotamien, anzugreifen. In fünf blutigen Schlachten siegten die fanatischen arabischen Scharen über die persischen Heere; das ganze Gebiet rechts des Euphrat erkannte die Oberhoheit des Chalifen von Medina an. Mit gleich glücklichem Erfolge wurde in Syrien gegen Byzanz gekämpft, zumal die Bevölkerung durch die Perserkriege erschöpft und durch unerschwingbare Steuern gegen die oströmische Herrschaft sehr erbittert war. 635 mußte sich Damaskus ergeben und damit stand ganz Syrien unter der Herrschaft des Chalifen.

Unterdessen war Abubekr bereits gestorben, nämlich 634. Sein Nachfolger im Chalifate war Omar, dessen Wahl er auf dem Sterbebette noch erwirkt hatte. Der neue Chalife, der zehn Jahre regierte, gehörte zu den tatkräftigsten Herrschern des mohammedanischen Weltreiches; unter seiner Regierung begannen die Araber ihren Siegeslauf durch die alte Welt. Er war der erste, der den Titel „Fürst der Gläubigen" annahm, den von nun an die Chalifen ständig führten. Eine seiner ersten Maßregeln war, daß alle Christen und Juden aus der arabischen Halbinsel vertrieben wurden; Arabien sollte den Moslimen allein gehören. Freilich ließ sich diese Maßregel auf die Dauer nicht aufrecht erhalten.

Mit aller Energie nahm der neue Chalife sofort den Krieg gegen die Perser im Irak wieder auf, der äußerst hartnäckig geführt wurde und mit dem vollständigen Siege der Araber endete: Das ganze Euphrat- und Tigrisgebiet blieb im Besitze der Sieger, welche zu dessen Sicherung die Militärkolonien Baßra und Kufa anlegten. Zu gleicher Zeit wurde auch in Syrien wieder gekämpft. Die wichtigsten Städte des Landes, Antiochien, Tiberias, Cäsarea, fielen nachein-

ander in die Hände der Eroberer, zuletzt sogar Jerusalem, zu dessen Übergabe 638 der Chalife persönlich erschien. Die Bedingungen für die Unterwerfung waren für die Christen ziemlich drückend und teilweise sehr demütigend: Entrichtung einer Kopfsteuer sowie einer meist sehr harten Grundsteuer, Verpflegung jedes durchreisenden Moslim auf drei Tage, besondere Kleidung, Abschaffung aller Kreuze; die Glocken durften nur schwach angeschlagen werden, die Christen durften keine neuen Kirchen bauen und mußten ihren neuen Herren den Zutritt in ihre Gotteshäuser gestatten; die gemeinsamen Gebete durften nur gedämpft gesprochen werden, sobald Moslime in der Nähe waren. Die geistige Überlegenheit der unterworfenen Bevölkerung suchte man durch die freilich nicht durchgeführte Bestimmung zu brechen, daß die Christenkinder keinen Unterricht im Lesen erhalten dürften. Im übrigen genossen sie religiöse Duldung und vollständigen Rechtsschutz, so daß sich bei dem in Bälde in der griechischen Kirche ausbrechenden Bilderstreit manche mutige Verteidiger des Bilderkultus, wie der heilige Johannes Damaszenus, in den Schutz des Chalifen begaben, und dort, vor jeder Verfolgung sicher, den Kampf gegen die bilderstürmenden byzantinischen Kaiser führten.

Während im Osten die arabischen Heere unter verschiedenen Führern dem sich in seine Stammlande zurückziehenden Perserkönig Jezdegerd III. folgten, leitete Amru den Siegeszug des Islam nach Westen und eroberte 640 das zum oströmischen Reiche gehörige Ägypten. Großen Widerstand setzte nur Alexandrien den Eindringlingen entgegen, das zweimal im Sturm genommen werden mußte; das übrige Land fiel durch Verrat der koptischen Christen, die wegen religiöser Zwistigkeiten und des harten Steuerdruckes die Griechen aufs bitterste haßten, in die Hände Amrus. Die bekannte Erzählung,

daß Amru nach Eroberung der Hauptstadt die berühmte Bibliothek im Serapeion habe ins Feuer werfen lassen mit den Worten: „Entweder stimmen die Bücher mit dem Koran überein, dann sind sie überflüssig, oder sie stimmen mit ihm nicht überein, dann sind sie schädlich,“ ist eine Sage. Alexandrien wurde nicht die Residenz des Statthalters, sondern Fostat (= „Zelt“), wo Amrus Zelt während der Belagerung der Festung Babylon stand; nach und nach wurde Kairo daraus. So ward Ägypten die Kornkammer Arabiens, wie früher die von Rom und Konstantinopel; und um die Verbindung zu erleichtern, wurde der alte Kanal, durch den der Nil und damit das mittelländische Meer mit dem Roten Meer in Verbindung stand, wieder schiffbar gemacht: 644, im Todesjahr Omars, landeten die ersten ägyptischen Schiffe wieder an der arabischen Küste.

So hatte unter Omar das Chalifenreich bereits einen gewaltigen Umfang erreicht, ein großer Teil der Alten Welt war ihm unterworfen, aber mit dem Tode des Chalifen war auch die Einigkeit dahin. Omar hatte sterbend die sechs ältesten Gefährten des Propheten zu Kandidaten für das Chalifat ernannt; diese sollten den würdigsten aus ihrer Mitte zu seinem Nachfolger erwählen. Die Wahl schwankte zwischen Ali und Othman. Da aber ersterer sich nicht auf die Grundsätze seiner beiden Vorgänger verpflichten wollte, fiel die Wahl auf Othman, der zwar ein frommer und peinlich gewissenhafter Moslim, aber kein Regent war, wie ihn das so hastig zusammeneroberte, aus den verschiedenartigsten Bestandteilen bestehende Reich vor allem nötig gehabt hätte. Er überließ bald die Regierung seinen Verwandten und Günstlingen, die mit brutaler Willkür schalteten und walteten. Verdiente Statthalter wurden abgesetzt, unfähige Verwandte des Chalifen traten an ihre Stelle, besonders

wurde der mekkanische Adel bevorzugt, was die alten Gefährten des Propheten bitter kränkte.

So konnte es nicht ausbleiben, daß die stets wachsende Unzufriedenheit schließlich zu einer Verschwörung reifte, die es auf die Absetzung Othmans abgesehen hatte, den man des Chalifats für unwürdig erklärte. Durch den Anschluß an Ali, der nur den Koran als Glaubens- und Sittennorm anerkannte, wurde die unzufriedene Partei zugleich zu einer religiösen Sekte, die, wie bereits oben ausgeführt wurde, als solche heute noch fortbesteht. Die Unzufriedenen kamen nach Medina, und da Othman zwar Besserung versprach, aber sein Wort nicht hielt, gingen sie zur Gewalt über und ermordeten den 82jährigen Chalifen in seinem Gemache. Der Koran, den er zu seinem Schutze den Mördern entgegenhielt, wurde mit seinem Blute bespritzt.

Die Verschwornen erhoben nun Ali zum Fürsten der Gläubigen und die Bewohner von Medina erkannten ihn als Chalifen an. Allein in den Augen der Freunde Othmans galt der neue Chalife als Haupt der Verschwörer und sie verweigerten ihm die Anerkennung. An der Spitze der Empörung, der sich vor allem der nun zurückgesetzte mekkanische Adel anschloß, stand Muawia, der Statthalter von Syrien; geschürt wurde der Zwist durch Aïscha, die Lieblingsfrau des Propheten, eine alte Feindin Alis. Es kam zum Bürgerkrieg, in dem Ali zwar wiederholt siegte, sich aber schließlich zu einem Schiedsgerichte verstehen mußte, das sich zu seinen Ungunsten aussprach und ihn für abgesetzt erklärte. Muawia wurde zum Chalifen gewählt und nun begann der Bürgerkrieg von neuem. Um die Gläubigen von diesem gegenseitigen Morden und Rauben zu befreien, verschworen sich drei Männer, die beiden Chalifen zu ermorden. Aber

nur Ali wurde vom Mordstahl tödlich getroffen am 21. Juni 661, sein Rivale wurde nur leicht verwundet und bestieg nun als „Fürst der Gläubigen“ den Thron der Chalifen.

Trotz dieser innern Wirren hatte die Ausbreitung der arabischen Herrschaft ihren Fortgang genommen. Schon unter Othman war das persische Reich endgültig vernichtet worden. Der letzte König Jezdegerd war 651 gefallen, die Araber standen nun im Osten an der Pforte Indiens. Im Westen drang Abdallah, der Nachfolger Amrus, von Ägypten bis Karthago vor und bald setzten die Sarazenen, wie sie hier gewöhnlich nach einem nordarabischen Stamme genannt wurden, nach Malta und Sizilien über. Andere Inseln des Mittelmeeres, Kreta, Cypern, Rhodos folgten und bald kreuzten arabische Schiffe auf dem Mittelmeer und verdrängten die oströmischen Flotten aus demselben.

So hatte sich der Islam in kaum 30 Jahren das gesamte alte Kulturland Vorderasiens und Nordafrikas untertänig gemacht und war bereits im Begriffe, das Mittelmeer zu überschreiten und nach Europa vorzudringen. Das ganze, gewaltige Weltreich, das größte, das je ein semitisches Volk geschaffen hatte, wurde geleitet von Medina aus, wo der Chalife in patriarchalischer Einfachheit im Kreise der ältesten Gefährten des Propheten, soweit sie noch am Leben waren, im engen Anschluß an den Koran und das Beispiel Mohammeds selbst, das allen noch lebhaft vor Augen schwebte, seine Anordnungen traf, die Zivil- und Militärbeamten für das ungeheure Reich ernannte und zur Verantwortung zog. Medina und Mekka, die arabische Halbinsel stand jetzt im Mittelpunkt der orientalischen Geschichte.

Freilich nur auf kurze Zeit. Der Tod Alis und die Thronbesteigung Muawias bedeutete einen gänzlichen Umschwung im Regierungssystem. Die bisherigen patriarchalischen Verhältnisse waren ein für allemal vorbei. Die strenge Rechtlichkeit und der Gerechtigkeitssinn, der die ersten Chalifen in allen ihren Maßregeln leitete, schwand mehr und mehr, Willkür und echt orientalischer Despotismus nahmen immer mehr überhand. Mit der Regierung Muawias hört auch die Chalifenwahl auf, aus einem Wahlreich wurde nun eine erbliche Monarchie, indem die meisten Herrscher schon bei Lebzeiten ihren Nachfolger bestimmten und dem frühern Wahlgebrauch nur insofern Rechnung trugen, als sie den Thronerben vom Volk öffentlich anerkennen ließen. Muawia eröffnete die Dynastie der Omajaden, eines altmekkanischen Adelsgeschlechtes, das dem neuen Weltreich 14 Herrscher gegeben hat, die es bis 750 regierten.

Bedeutet somit der Regierungsantritt Muawias für die ganze zukünftige Entwicklung des Chalifenreiches eine tiefeinschneidende Umwälzung, so brachte er speziell für Arabien, die Heimat und das Stammland des Islam, eine noch empfindlichere Zurücksetzung mit sich, nämlich die Verlegung der Residenz von Medina nach Damaskus. Damit hatten die beiden heiligen Städte und die ganze arabische Halbinsel ihre politische Rolle ausgespielt. Arabien war nicht mehr das Zentrum des Chalifenreiches, sondern ein Nebenland, das in verschiedene Provinzen geteilt, von Statthaltern verwaltet wurde; die frühern Hauptstädte Medina und Mekka blieben nach wie vor die heiligen Städte des Islams und als solche das Ziel der Sehnsucht jedes wahren Mohammedaners, aber politisch waren sie wieder zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Es wurde ihnen freilich recht schwer, sich in diese

Rolle hineinzufinden, und wiederholt suchten sie in den nie ganz erlöschenden Parteikämpfen innerhalb des Islam sich zu einer führenden Stellung emporzuschwingen, besonders Medina als alte Feindin der Omajaden; aber all diese Versuche wurden von den Herrschern mit blutiger Strenge unterdrückt. Die Geschichte Arabiens beginnt darum von jetzt an einförmig zu werden, seitdem es nur mehr ein unbedeutendes Glied am Körper des gewaltigen Weltreiches bildet. An den Wandlungen und Erschütterungen, die dieses durchzumachen hatte bis zu seiner Auflösung beziehungsweise Übernahme durch die Türken und dann weiter bis herauf zum heutigen Tag, nimmt das alte Stammland der Araber nur geringen Anteil. Wir können uns darum im folgenden kurz fassen, denn eine Geschichte des von den Arabern gegründeten mächtigen Chalifenreiches zu schreiben, liegt außerhalb des Rahmens dieses Büchleins.

Dadurch daß der erste Omajade sich durch Ströme von Blut den Weg zum Throne gebahnt hatte, war begreiflicherweise der Friede in das Reich noch nicht zurückgekehrt. Die innern Unruhen und Bürgerkriege dauerten mit geringen Unterbrechungen während der ganzen Periode an, da diese Dynastie über das Chalifenreich herrschte. Zunächst waren es die Anhänger Alis und die bisherige Hauptstadt Medina, welche dem neuen Chalifen die Anerkennung versagten. Muawia kämpfte nicht nur mit den Waffen gegen seine Widersacher, er gab unter andern auch die schmachvolle Vorschrift, daß jedesmal am Schlusse des öffentlichen Gebetes der Fluch über Ali ausgesprochen werde, eine Verordnung, die erst von Omar II., einem seiner bessern Nachfolger, wieder aufgehoben wurde. Medina selbst wurde 683, vom Nachfolger Muawias, Jezid I. nachdem mehrere Tausende seiner Bewohner im Kampfe

gefallen, im Sturm genommen und drei Tage lang geplündert; am vierten Tage mußte der Rest der Bevölkerung Jezid als unbedingten Herrn über Leben und Tod anerkennen.

Trotz dieser nie endenden innern Zwistigkeiten wurde das Reich doch auch in dieser Periode nach außen nicht unwesentlich erweitert, besonders unter dem Chalifen Welid I. 705—715, der überhaupt einer der tüchtigsten und verständigsten Herrscher aus dem Hause der Omajaden gewesen zu sein scheint. Nicht nur gegen die Griechen und Armenier wurde mit Glück gekämpft, sondern im Osten der Indus überschritten, im Westen Marokko erorbert. 711 setzte der Feldherr Tarik über die nach ihm benannte Straße Gibraltar (Dschebel-al-Tarik „Felsen des Tarik") nach Spanien über und nach der äußerst blutigen Schlacht im Wadi Bekka, fälschlich nach Xeres de la Frontera benannt, vom 19. bis 26. Februar 711, war das Westgotenreich vernichtet, die ganze Pyrenäenhalbinsel lag zu den Füßen der Araber. Bald überschritten sie auch die Pyrenäen und schon 732 standen sie vor Tours. Da nahte Karl Martell mit seinen Franken. Es war ein denkwürdiger Augenblick in der Geschichte der Menschheit, in dem das Schicksal des Christentums und der abendländischen Zivilisation entschieden wurde. Doch hier stießen die siegesgewohnten Araber auf Männer, die, gleichfalls getragen von warmer Begeisterung und Liebe zu ihrem Glauben, dem wilden Ungestüm der fanatischen Moslime, tapfer standhielten. Durch die blutige Schlacht zwischen Tours und Poitiers wurde der Islam über die Pyrenäen zurückgeworfen, Europa blieb dem Christentum und der christlichen Zivilisation erhalten, die sich nun ungehindert entfalten konnten. Das ist die weltgeschichtliche Bedeutung jenes denkwürdigen Sieges.

Nach Welids I. Tode ging die Omajadendynastie rasch ihrem Verfalle entgegen. Neben der Untüchtigkeit und Grausamkeit so mancher Herrscher war es besonders die Erinnerung an die Usurpation, die ihre Gegner stets lebendig zu erhalten wußten und desto mehr schürten, je unbeliebter sich die Chalifen durch verfehlte Maßnahmen machten. An der Spitze der Empörung standen die Nachkommen des Abbas, eines Oheims des Propheten, sie waren die Seele all der innern Unruhen und Bürgerkriege, welche die ganze Zeit fast ununterbrochen das Reich zerfleischten. Merwan II., der letzte Omajade, ließ das Haupt der Abbassiden, Ibrahim, der ihn in Arabien bereits für abgesetzt erklärt hatte, gefangen nehmen und hinrichten. Aber dessen Brüder Abul-Abbas und Manßur entkamen glücklich nach Irak, sammelten ein Heer und schlugen den Chalifen in einer blutigen Schlacht 750. Damit hatte die Dynastie der Omajaden ihr Ende erreicht, die Abbassiden bestiegen den Chalifenthron, für das arabische Weltreich begann eine neue Periode.

Abul-Abbas wurde jetzt Chalife und ließ, um seine Herrschaft zu befestigen, das Geschlecht der Omajaden unter furchtbaren Greueln ausrotten. Neunzig omajadische Prinzen wurden durch Verrat bei einem Festmahl hingemordet, nur einer entkam, der 20jährige Abderrahman, und flüchtete sich nach Afrika. Später wurde er von den unzufriedenen spanischen Moslimen herbeigerufen und ihm das Chalifat für die Pyrenäenhalbinsel übertragen. Damit nahm auch die Zerstückelung des großen Weltreiches ihren Anfang. Spanien nahm von jetzt an eine selbständige Entwicklung, entfaltete eine reiche, großartige Kultur am glänzenden Chalifenhofe zu Kordowa, ging aber schon nach dem Jahre 1000 mehr und mehr seinem Verfalle entgegen.

Die Christen, die sich vielfach in die Gebirge von Asturien zurückgezogen hatten, verdrängten die Mauren, wie die Araber, weil von Mauretanien kommend hier hießen, aus einem festen Platz nach dem andern, bis schließlich 1492 Granada, der letzte Halt der maurischen Herrschaft in Spanien, in die Hände Ferdinands und Isabellas fiel.

Auch in Arabien, das seine Zurücksetzung immer noch tief empfand, gab es bald wieder Unruhen. Wieder waren es die Aliden, welche an der Spitze standen; sie wurden aber besiegt. Einer von ihnen, Edris, rettete sich ebenfalls nach Afrika, fand bei den Berbern Aufnahme und begründete in deren Hauptstadt Fez das Reich der Edrisiden, 789. Dieses ging später wieder auf in dem 911 von einem andern Nachkommen Alis und der Fatima gegründeten Reich der Fatimiden, die schließlich von Kairo aus ganz Afrika mit Arabien, zuweilen auch Syrien beherrschten.

Im übrigen aber blieb das gewaltige Weltreich vorläufig noch festgefügt beisammen trotz aller inneren Unruhen und Erschütterungen, die auch unter der neuen Dynastie kein Ende nehmen wollten. Die wichtigste Tat der ersten Abbassiden war, daß sie nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Hira die Residenz nach Bagdad verlegten, das 763 vom zweiten Abbassiden Al-Manßur am oberen Tigris gegründet wurde. Damit war Mesopotamien wieder in den Mittelpunkt eines großen Weltreiches gerückt und all die Faktoren, welche bereits im grauesten Altertum tätig waren, dort die Wiege der Kultur zu schaffen, wirkten auch jetzt zusammen, die neue Hauptstadt auf mehrere Jahrhunderte zum Sitz einer Kultur zu machen, mit deren raffinierter Feinheit in jeder Beziehung die gleichzeitige erst in der Entwicklung begriffene christliche Zivilisation im Abendlande nicht im entferntesten sich messen

konnte. Die Chalifen, deren Herrschaft sich nun zum vollendeten Despotismus ausgewachsen hatte, lebten hier ein Genußleben, von dessen Üppigkeit man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Sämtliche Herrscher zeichneten sich aus durch unmenschliche Grausamkeit und Mißachtung des Lebens, zum Teil auch durch politische Unfähigkeit und vor allem dadurch, daß sie sich allen sinnlichen Genüssen und Lastern maßlos hingaben.

Davon macht auch der berühmteste aller Chalifen keine Ausnahme, Harun-ar-Raschid, der Zeitgenosse Karls des Großen, mit dem er in freundschaftlichem Verkehr stand (786—809), obwohl seine Zeit als die goldene des Chalifats geschildert wird. Seinen Ruhm bei der Nachwelt verdankt er hauptsächlich den Gelehrten und Dichtern, die er an seinen Hof zog und fürstlich belohnte, aber auch dem grellen Gegensatze, in dem die Schwäche seiner Nachfolger zum Glanze seiner Regierung stand.

Unter Haruns Nachfolgern ging die Dynastie der Abbassiden und damit das Chalifenreich überhaupt Schritt für Schritt dem Verfall entgegen. Die Araber, die durch ihre Tapferkeit das Reich gegründet und anfangs die herrschende Kaste gebildet hatten, wurden mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Schon einer der ersten Chalifen hatte das Gesetz erlassen, daß kein Araber Grund und Boden in den eroberten Ländern erwerben dürfe; die Araber sollten einen stets kriegsbereiten Militärstand bilden. Aber gerade durch diese Maßregel wurde dem Arabertum in den neuen Gebieten der Boden entzogen. Während der herrschende Stamm weit weg vom Zentrum an den Grenzen des Reiches mit auswärtigen Unternehmungen beschäftigt war oder in Bürgerkriegen sich selbst zerfleischte, ging die ganze Verwaltung nach und nach

in die Hände der Christen und Perser über, die allein die notwendige Vorbildung dazu besaßen. Aber auch für den Krieg wurden die Araber bald unbrauchbar infolge der Verweichlichung durch die kolossalen Reichtümer, die ihnen in den Schoß fielen. So sahen sich denn die Chalifen genötigt, sie auch in militärischer



Sultan Selim I.

Hinsicht auszuschalten und fremde Söldner in ihren Dienst zu nehmen, auf die sie sich unbedingt verlassen konnten. Diese vollzogen jeden Befehl des Herrschers, der sie besoldete. Man nahm diese Krieger zunächst aus den Persern, bald aber fast ausschließlich aus dem Stamme der Türken, die damals aus der großen Tartarei nach Vorderasien vorgedrungen waren. Als

einfache Naturkinder hatten sie die Frische, die Lebendigkeit, die Tatkraft und alle jene Eigenschaften, welche Naturvölkern beim Zusammenstoß mit üppig gewordenen Kulturvölkern das Übergewicht verschaffen. So wurden denn aus den Soldknechten der Chalifen bald eine Art Prätorianer, welche die Herrscher nach Gut-



Sultan Osman I.

dünken ab- und einsetzten. Sie regierten zuletzt im eigentlichen Sinne des Wortes und da jeder der Truppenführer den gleichen Ehrgeiz hatte wie der andere, zerfiel das Reich bald in viele kleine Herrschaften. Dem Chalifen blieb schließlich nichts mehr als die geistliche Oberherrschaft über den Islam. Schon 934, also etwa 100 Jahre nach dem Tode Haruns mußte der

Chalife Er-Radi in eine Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt einwilligen und letztere dem Gardeoberst Mohammed übertragen, der den Titel Amir-al-Omara, „Fürst der Fürsten“, annahm. 945 bemächtigte sich eine persische Dynastenfamilie, die Bujiden, dieser Würde, deren Träger fortan den Titel Sultan führten. 110 Jahre später setzte der Seldschukenführer Toghrilbey den letzten Bujiden ab und trat an seine Stelle. Aber jahrhundertelang noch hatten die Chalifen den Sultan als weltlichen Herrscher zu investieren. Erst der Osmane Selim I. 1512—1520 zwang den letzten Abbassiden Mutawakkil ihm auch die geistliche Gewalt abzutreten und seitdem betrachten sich die türkischen Sultane als Beherrscher der Gläubigen und rechtmäßige Nachfolger des Propheten.

Die seldschukischen Türken, die durch ihre religiöse Unduldsamkeit an den heiligen Stätten Palästinas, das sie den Fatimiden in Ägypten entrissen, die Kreuzzüge veranlaßt hatten, wurden bald von den osmanischen Türken abgelöst, deren erster Sultan Osman I. 1328 starb. Seinen Nachfolgern gelang es, den größten Teil der ehemaligen Macht des Islam in ihre Hände zu vereinigen; bald setzten sie nach Europa über, 1453 fiel Konstantinopel in ihre Hände und nun bildeten sie jahrhundertelang den Schrecken des christlichen Abendlandes. Heutzutage ist auch das dem Umfange nach immerhin noch sehr respektable türkische Reich durch und durch morsch, es kracht in allen Fugen, und es ist nur mehr eine Frage der Zeit, wann auch diese letzte Großmacht des Islam seine politische Rolle ausgespielt haben wird.

Größere selbständige Staatsgebilde auf dem Boden des alten Chalifenreiches bestehen heute nur noch in Marokko und in Persien. Allein abgesehen davon, daß ihre politische Bedeutung ohnehin kaum nennenswert

ist, drohen sie gleichfalls in nächster Bälde aus den Fugen zu gehen. Der Islam hat sich überlebt und ist nicht mehr fähig ein Staatswesen zu beseelen, das in der modernen Zeit lebensfähig wäre. So ist also die ganze gewaltige politische Bewegung, die vor mehr als 1300 Jahren, getragen von einer neuen, die Massen begeisternden religiösen Idee, von Arabien ausging und nach und nach die ganze alte Welt in ihren Bannkreis zog, nahezu am Ende ihrer Geschichte angelangt. Die Weltanschauung dagegen, die Geistesrichtung, welche der Islam geschaffen, ist noch stark und lebendig in Millionen von Menschen, angefangen von der äußersten Westküste Afrikas bis zur letzten Insel des malaiischen Archipels.

Viertes Kapitel.

Die Kultur des Islam im allgemeinen.

Wenn wir von Kultur des Islam reden, so denken wir gewöhnlich an die gewaltigen Errungenschaften, welche die arabische Zivilisation unter dem Chalifate in den vom Islam beherrschten Ländern im Laufe der Jahrhunderte gezeitigt hat. Und dies sicherlich mit Recht. Denn an den glänzenden Fürstenhöfen in Damaskus, Bagdad, Kordowa und an den verschiedenen kleineren Residenzen der mehr oder minder unabhängig schaltenden Statthalter auf dem altehrwürdigen Boden längst entschwundener Kulturreiche kamen die im Arabertum und im Islam gelegenen Keime zur Zivilisation erst recht zur Entfaltung und erhoben sich binnen kurzem zu solch herrlicher Blüte, daß dem Chalifenreich in dieser Beziehung der Vorrang vor dem christlichen, erst in der Entwicklung begriffenen Abendlande rückhaltslos zugestanden werden

muß. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine Schilderung der islamischen Kultur überhaupt zu geben, auch eine gedrängte Darstellung würde den Rahmen dieses Büchleins weit überschreiten; wir haben es hier nur mit der arabischen Kultur zu tun, wie sie sich auf dem Boden des Islam weiter entwickelt hat, nachdem wir bereits im ersten Abschnitt die Kultur des vorislamischen Arabien kennen gelernt haben. Daß sich dabei auch gelegentliche Ausblicke auf das Arabertum in den verschiedenen andern Provinzen des Chalifenreiches und die weitere Entfaltung der aus der arabischen Heimat mitgebrachten Kulturkeime darbieten werden und so auch ein gewisser Einblick in die kulturellen Verhältnisse des mohammedanischen Orients überhaupt verstattet werden kann, ergibt sich aus dem engen Zusammenhang zwischen dem arabischen Stammlande und den neubevölkerten Provinzen von selbst.

Da eine Kultur im eigentlichen Sinne nur bei einer ansässigen Bevölkerung sich entwickeln kann, scheidet ein großer Teil der arabischen Halbinsel aus unserer Betrachtung ohne weiteres aus, nämlich jener Teil, der nach wie vor dem Islam von Beduinen bewohnt und durchstreift wird, zumal wir auf deren Sitten und Lebensweise in einem besondern Abschnitt zu sprechen kommen werden. In Betracht kommt lediglich wie beim alten Arabien die Westküste der Halbinsel; aber diesmal steht nicht mehr der Jemen im Vordergrund, sondern Mittelarabien d. h. die beiden heiligen Städte Mekka und Medina. Sie bilden zunächst den politischen Mittelpunkt des neuen Reiches, und als sie diese Stellung verlieren, wenigstens noch das religiöse Zentrum des Islam bis auf unsere Zeit herauf. Dort müssen wir darum auch den Typus der arabisch-islamischen Kultur suchen.

In erster Linie ist es natürlich Mekka, das von

nun an den Ton angibt in der Entwicklung der arabischen Kultur. War es ja doch schon zur Zeit des Propheten die erste Stadt auf der Halbinsel und infolge seines Handels so wohlhabend und blühend, daß alle Bedingungen für eine glänzende Zukunft gegeben waren. Diese günstigen Verhältnisse wurden durch den Islam noch gehoben; jetzt war Mekka nicht mehr bloß für die umwohnenden Stämme das religiöse Zentrum, sondern für das ganze gewaltige Chalifenreich, und die Tausende und Hunderttausende von Wallfahrern, welche Jahr für Jahr aus allen Weltgegenden ihre Schritte der Kaaba zulenkten, bedeuteten für die heilige Stadt jedesmal einen Goldstrom, der noch viel reichlicher floß und mehr Bargewinn abwarf als die größten Handelsunternehmungen. Dazu kamen in den ersten Jahren des Chalifats, wo Arabien noch im Mittelpunkt des politischen Interesses stand, die ungeheuren Einnahmen aus der Kriegsbeute und den Abgaben der unterworfenen Völker, die zum Teil auch den Einwohnern von Mekka und Medina zugute kamen. Letzteres hatte freilich nur solang größere Bedeutung, als es die Residenz der Chalifen war. Später trat es mehr zurück, da das Hauptziel der Wallfahrer die Kaaba in Mekka war und das Grab des Propheten in Medina meist nur nebenbei und gelegentlich besucht wurde.

Zur Zeit des Auftretens Mohammeds mochte Mekka, ähnlich wie die italienischen Städte im Mittelalter, etwa das Bild einer kleinen Handelsrepublik bieten, an deren Spitze eine Anzahl edler Geschlechter stand, die neben ihren kaufmännischen Unternehmungen besonders auch durch praktische Ausbeutung des Tempeldienstes und der Wallfahrt ihr Ansehen und ihren Reichtum vermehrten. Als Mittelpunkt der Stadtverwaltung diente das unmittelbar neben dem Tempel gelegene Rathaus.

Hier wurden die Angelegenheiten der Stadt erledigt; hier empfing und verpflegte man Gäste der Stadt, Gesandte, Verbündete auf öffentliche Kosten; von hier aus zogen die Handelskarawanen fort auf Reisen, hier machten sie halt, wenn sie aus der Fremde wieder in die Vaterstadt zurückkehrten; hier, in dieser Stadthalle, wurden die Heiraten abgeschlossen und fanden überhaupt die wichtigsten Handlungen des öffentlichen und bürgerlichen Lebens statt. Diese freiheitliche Verfassung erlitt durch den Islam insofern eine Veränderung, als an die Spitze der Verwaltung ein Statthalter des Propheten beziehungsweise Chalifen trat, der aber der freien friedlichen Entwicklung der heiligen Stadt schon im eigensten Interesse nicht anders als wohlwollend und fördernd gegenüberstehen konnte. Diese wurde noch mehr gefördert durch den dauernden Gottesfrieden, durch welchen der Prophet die heilige Stadt des Islam vor jeder gewaltsamen Störung ihres inneren Wachstums fürsorglich schon im religiösen Interesse schützte.

Der besonders nach ihrer Erhebung zum religiösen Zentrum des Islam rasch steigende Wohlstand der Stadt hatte aber auch eine tiefgreifende Veränderung der ursprünglich beduinisch einfachen Sitten im Gefolge. Es entwickelte sich in wenigen Jahren in der heiligen Stadt selbst eine Genußsucht, ein schwelgerisches Leben, das vom Islam und von seinen Sittenvorschriften, insbesondere seinem Wein- und Spielverbot praktisch kaum eine Notiz nahm. Die Beziehungen zum weiblichen Geschlechte verloren die Strenge, welche der Islam eingeführt wissen wollte; tatsächlich nahm die Frau im gesellschaftlichen Leben eine Stellung ein, die fast an die Zeiten des Minnegesanges im Mittelalter erinnert. Besondere Ausbildung erfuhr bei den üppigen Gelagen der mekkanischen Jugend Poesie und Gesang. Griechische und persische Sänger und Sängerinnen

waren es wohl zunächst, die diese Art der Unterhaltung einführten und in ihrer Muttersprache die mekkanischen Schwelger durch Lieder ergötzten. Bald aber traten mit ihnen auch einheimische Dichter und Dichterinnen in Wettbewerb und brachten ihre oft recht lockeren Scherze in arabischer Sprache zum Vortrag. Binnen kurzem gelangten diese mekkanischen Verse- und Tonkünstler zu solcher Virtuosität, daß sie sogar an den Hof der Chalifen nach Damaskus und später nach Bagdad berufen wurden, um dort den Fürsten der Gläubigen bei seinen Zechgelagen zu unterhalten.

Hand in Hand mit diesem Luxus ging eine hohe Verfeinerung des gesellschaftlichen Lebens. Auch dem Bedürfnis nach geselligen Vereinigungspunkten ward schon früh entsprochen. Bemittelte Patrizier hatten zu diesem Zwecke ein Speisehaus, eine Art Klub, errichtet, wo man Schach und Damenbrett und andere Spiele fand; aber auch Bücher lagen auf, um durch Lesen die Zeit zu verkürzen. Auch in Medina, das damals überhaupt mit Mekka an luxuriöser Lebensweise wetteiferte, wird schon frühzeitig ein Gasthaus erwähnt, eine Einrichtung, die im spätern Islam kaum mehr vorkommt, es sei denn in der Form von Karawanseraien oder öffentlichen, aus frommen Stiftungen errichteten Speisehäusern.

Diese Entwicklung der beiden heiligen Städte wurde Muster und Vorbild für die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens der in den eroberten Provinzen entweder ganz neu erstehenden oder wieder neu belebten Städte des arabischen Weltreiches. Hier war es vor allem der dem arabischen Stamme angeborne Handelsgeist, der binnen kurzem die materielle Grundlage schuf zu einer neuen, weltumspannenden Kultur. Die uralten Straßennetze im Orient und in Afrika und der Verkehr der Häfen und Märkte be-

lebten sich von neuem, und mit dem Vordringen der Eroberung entwickelte sich eine neue Industrie, eine neue Wissenschaft, eine neue Kunst. Damals gelangten die Papyruspflanze, der Reis, die Dattelpalme, die Baumwollstaude, der Maulbeerbaum und die Zucht der Seidenraupe, ebenso Orange, Aprikose, Pfirsich und Granate, dann neue Farbstoffe wie Indigo, ferner Kaffee, Safran, Zucker nach Südeuropa und die kostbaren Stoffe wie Damast und Seide, die reichen Stickereien, die köstlichen Schmucksachen, die Salben und Wohlgerüche, die kunstreichen Waffen fanden wieder, wie zum Teil schon in der römischen Kaiserzeit, den Weg nach den westlichen und nördlichen Gestaden des Mittelmeeres.

Der Mittelpunkt aber des neu aufblühenden arabischen Welthandels war das von den Abbassiden gegründete Bagdad. Hier begegneten sich die Karawanen von Tibet, China und Indien und die Warenzüge von Armenien und Konstantinopel, von Ägypten und Afrika, von Nubien und Arabien, gewaltige Handelsflotten vermittelten den Austausch der Erzeugnisse der Küstenländer des indischen und persischen Meeres. In westlicher Richtung erstreckten sich die von Bagdad ausgehenden Handelsbeziehungen bis an die Küsten der Ostsee; sowohl hier an der norddeutschen Küste wie auch in Polen und Schlesien fanden sich Chalifenmünzen als Zeugen des einstigen lebhaften Verkehrs. Nur so wird auch das gewaltige Wachstum — soll Bagdad ja doch in der Zeit seiner Blüte an die zwei Millionen Einwohner gezählt haben — sowie der ungeheure Reichtum und der in kürzester Zeit sich breit machende, bei allen Schichten der Gesellschaft einreißende raffinierte Luxus dieser neuen Hauptstadt des arabischen Weltreiches erklärlich. Die Provinzialstädte, insbesondere die Residenzstädte der vielfach als selb-

ständige Herrscher schaltenden Statthalter waren redlich bemüht, das Beispiel der Metropole in ihrer Weise nachzuahmen.

Gefördert wurde dieser rasche Aufschwung der materiellen Kultur durch manche gemeinnützige und wertvolle kulturelle Einrichtungen, die in der ersten Zeit des Chalifats getroffen wurden. So wurde das von den alten Persern herübergenommene Postwesen neu organisiert und über das ganze gewaltige Reich ausgedehnt. Zur Sicherheit des öffentlichen Verkehrs wurde eine Landstraßenpolizei eingerichtet und energisch gehandhabt. Die lang vernachlässigten Kanäle, Dämme und Bewässerungsanlagen besonders in der fruchtbaren Euphratebene und in Ägypten wurden wenigstens teilweise wiederhergestellt und so die Ertragsfähigkeit des Bodens bedeutend gehoben. Überhaupt stand neben dem Handel auch die Landwirtschaft in hoher Blüte: Gartenbaukunst, Akklimatisation von fremdländischen Gewächsen und Kanalisation gelangten zu einer in diesen Ländern früher kaum und später sicher nie wieder erreichten Höhe der Entwicklung. Die Anlage von frischen Brunnen und Wasserleitungen bildete eine Hauptsorge der Chalifen.

Diese mit reichem Erfolge gekrönten Bestrebungen zur Hebung der Ertragsfähigkeit des einheimischen Bodens, verbunden mit dem die ganze damals bekannte Welt in seinen Bereich ziehenden Handelsverkehr, mußte eine blühende Industrie im Gefolge haben. So hören wir denn auch, daß die Hauptstadt des gewaltigen Reiches, Bagdad, eine Industriestadt ersten Ranges war. Es sei hier nur die interessante Tatsache erwähnt, daß dort 794, wahrscheinlich infolge der Berührung mit China, die erste Papierfabrik erstand, ein Ereignis, das für das gesamte Schrifttum in Verwaltung und Wissenschaft und zwar nicht nur im Chalifen=

reich, sondern für das ganze Abendland von ungeheurer Bedeutung wurde.

Daß neben diesen materiellen Bestrebungen auch das geistige Leben nicht vernachlässigt, sondern innerhalb der vom Islam gesteckten Grenzen mächtig gefördert wurde, versteht sich von selbst. Wir werden auf diesen Punkt an anderer Stelle noch zurückkommen. Hier sei nur bemerkt, daß die Chalifen in der Blütezeit des Reiches, eben um das geistige Leben ihrer Untertanen zu heben, durchaus nicht engherzig waren, sondern weitgehende Toleranz übten gegenüber den nichtislamischen Konkurrenten. Die Christen behielten nicht nur ihre Kirchen und Klöster, sondern durften jetzt sogar neue bauen. Der nestorianische Patriarch, der in Bagdad residierte, hatte sieben Erzbischöfe unter sich, wurde von diesen gewählt und vom Chalifen bestätigt. Der Patriarch von Antiochien hatte sogar 150 jakobitische Bischöfe unter sich. Im ganzen Reiche gab es 25 Metropoliten, deren jedem 6—12 Bischöfe untergeordnet waren. Auch die Juden hatten in Bagdad ein Haupt, den „Fürsten der Gefangenschaft"; er wurde ebenfalls vom Chalifen bestätigt und bestätigte seinerseits alle Rabbiner bis nach Indien. Trotz dieser weitgehenden Toleranz ging es in den Ländern des Islam, Spanien ausgenommen, mit der christlichen Bevölkerung rasch abwärts, besonders das griechische Volkselement verschwand in Syrien und Ägypten mehr und mehr. Die Arabisierung machte rasche Fortschritte und hatte vielfach, schon der politischen Vorteile wegen, den Übertritt zum Islam im Gefolge.

Die Staatseinrichtung des neuen Weltreiches war, wie wir bereits gesehen haben, ursprünglich ganz patriarchalisch. An der Spitze der Gemeinde stand der Prophet, der als Gesandter Gottes die Seinigen in bürgerlicher und religiöser Hinsicht leitete; er war

zugleich oberster Kriegsherr. Ein Gleiches taten seine ersten Nachfolger. Sie beanspruchten vor den Gläubigen keinen andern Vorrang als die Anerkennung ihres auf göttlicher Autorität beruhenden Vorsteheramtes. Es war eine Theokratie im eigentlichsten Sinne des Wortes; der Koran, die Quelle der Offenbarung, war zugleich die erste und wichtigste Staatsurkunde. Freilich enthält er nur wenige diesbezügliche Bestimmungen. Die einzige eigentlich staatsrechtliche Vorschrift, die sich darin findet, lautet (Sure 4, 62): „Ihr, die ihr da glaubt, gehorchet Gott und gehorchet dem Gesandten und den Befehlshabern aus eurer Mitte." Solang der „Gesandte Gottes" selbst lebte, konnten keine ernsten Schwierigkeiten auftauchen, da er ja imstande war, alle Widersetzlichkeiten durch Offenbarungen zu unterdrücken. Später aber war der anfängliche Mangel eines geordneten Staatsrechtes zum großen Teile mit Schuld an den innern Wirren, da bei dem demokratischen Zuge in der islamischen Gemeinde, die sich die Befehlshaber selbst zu wählen hatte, zwiespältige Wahlen um so leichter vorkommen mußten, als man eine Vertretung aller Moslime nicht kannte. Im übrigen aber war das die Verfassung beherrschende Prinzip von Anfang an die absolute Monarchie.

Solang die Chalifen schlicht und einfach in Medina lebten, traten die Schattenseiten dieses Regierungssystems nicht so fühlbar hervor. Als aber die Omajaden nach Damaskus und später die Abbassiden nach Bagdad übersiedelten, ging die bis dahin mehr patriarchalische Regierungsweise allmählich in vollendeten Despotismus über. Dem Beispiele des Chalifen folgten getreulich auch die Statthalter, welche die zahlreichen Provinzen des ungeheuren Reiches verwalteten. Die fast nie aufhörenden Bürgerkriege, die stets einen Teil

der Bürgerschaft gegen den regierenden Chalifen unter Waffen hielten, ermöglichten es den Statthaltern ganze Teile des Reiches an sich zu reißen und gewissermaßen als erbliche Domäne gegen den Willen der Chalifen zu behaupten.

Am besten geordnet war die Finanzverwaltung. Hier hatte schon Omar I. die persischen Rechnungshöfe, Diwane genannt, herübergenommen und mittels derselben, die von Persern und syrischen Christen verwaltet wurden, das Steuersystem trefflich organisiert. Freilich, die unsinnige Verschwendungssucht der meisten Chalifen ließ eine vernünftige Finanzwirtschaft, die bei dem an materiellen Hilfsquellen der verschiedensten Art so überreichen ungeheuren Länderkomplex die Grundlage für einen allgemeinen Wohlstand geboten hätte, nicht aufkommen.

Auch in den übrigen Zweigen der Verwaltung mußten sich die meist nicht einmal des Schreibens kundigen Araber nicht nur der persönlichen Dienstleistung der unterworfenen Christen und Perser bedienen, sondern sie waren auch genötigt, System und Methode von auswärts zu entlehnen. Ganz besonders gilt dies vom islamischen Recht, dessen Grundsätze zwar aus dem Koran und der Überlieferung (Hadith) stammen, das aber später von den arabischen Rechtsgelehrten besonders aus der berühmten Schule von Medina auf Grund des römischen Rechtes weiter ausgebaut und in ein System gebracht wurde. Die Folge war eine verhältnismäßig gut geordnete Rechtspflege, deren sich das Reich in seinen guten Zeiten erfreute, soweit nicht willkürlich schaltende Statthalter dieselbe störten. Oberster Richter war an sich der Chalife, und die ersten Nachfolger des Propheten haben dieses Amt auch noch öffentlich und für jedermann zugänglich in Medina ausgeübt. Später wurden eigene

Richter, die sogenannten Kadis, für bestimmt abgegrenzte Bezirke ernannt mit genau festgesetzten Befugnissen, die ziemlich umfassend waren. Der Kadi hatte danach nicht bloß Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden, sondern auch die Ausübung der Polizei; daneben gab es aber in größern Städten noch einen eigenen Polizeidirektor, Muchtarib, mit weitgehenden Vollmachten. Ferner gehörten zu den Befugnissen des Kadi die Armenpflege, die Sorge für die hinterlassenen Witwen und Waisen, die notarielle Beurkundung usw. Um aber den Angehörigen der Gemeinde die Möglichkeit zu geben bei Rechtsvergewaltigung dennoch zu ihrem Rechte zu kommen, richtete der Omajade Abdalmalik einen Appellationsgerichtshof zur „Prüfung von Gewaltakten" ein. Grundsätzlich hatte diese Prüfung der Chalife selbst vorzunehmen, bald aber wurde auch hierfür ein Stellvertreter ernannt, der an der Spitze eines Gerichtshofes stehend die Sache zu entscheiden hatte. So war also für die Handhabung des Rechtes aufs beste gesorgt, solang nicht Bestechlichkeit und Parteilichkeit im Richterstande einriß.

An der Spitze des ganzen Staatsorganismus stand seit den Abbassiden der Vezier beziehungsweise der Großvezier, wenn deren mehrere aufgestellt waren, wie es zuweilen der Fall war. Er war der Stellvertreter der Chalifen in jeder Beziehung und mancher Vezier war nachgerade allmächtiger Alleinherrscher, wenn der Chalife selbst sich um die Regierung wenig oder gar nicht kümmerte und nur seinen Vergnügungen lebte. Freilich war die Stellung dieses höchsten Beamten des Chalifenreiches eine ungemein heikle, nach Umständen sogar sehr gefährliche. Er mußte nämlich nicht nur in allen Staatsgeschäften sehr gewandt sein, alle Zweige der Verwaltung und des Heerwesens bestens kennen, sondern auch die oft unberechenbaren

Launen seines Gebieters sowie der Günstlinge desselben meist abgefeimter Intriganten, voll und ganz befriedigen; dazu hatte er auch noch die Machenschaften einer ganzen Reihe politischer Gegner zunichte zu machen, die stets an der Arbeit waren seine Stellung zu untergraben, um selbst an seine Stelle treten zu können. Es war dies keine leichte Aufgabe und manchem sonst allmächtigen Vezier hat ein kleines Versehen, ein unbedachtes Wort dem Fürsten der Gläubigen gegenüber den Kopf gekostet.

Der erste Stand im arabischen Weltreich war das Militär. Nicht nur weil der Krieg ein religiöser und durch den Koran gleichsam zur Pflicht gemacht war oder weil das ganze Reich durch Krieg begründet worden, sondern hauptsächlich deshalb, weil der Kriegerstand zugleich die herrschende Klasse der eigentlichen Araber bildete. War es ihnen ja doch verboten, Grundbesitz in den eroberten Ländern zu erwerben, um stets für den heiligen Kampf bereit zu sein. Sie bildeten eine Kaste für sich, sie sollten sich nicht mit der eingebornen Bevölkerung vermischen, sie sollten die Stütze der Chalifen und der Religion bilden. Es ist klar, daß sich diese strenge Abschließung auf die Dauer nicht durchführen ließ. Je mehr aber das arabische Volkselement mit Griechen, Syrern und Persern sich vermischte und ansässig wurde, desto mehr verlor es auch seine Bedeutung für den Krieg, so daß die Chalifen sich nach auswärtigen Söldern umsehen mußten, Persern und Türken. Die herrschende Stellung des Kriegerstandes ging aber auch auf diese Soldtruppen über, wie es bei einer despotischen Monarchie nicht anders denkbar ist.

Die Kriegsführung der Araber war ursprünglich sehr primitiv wie auch ihre Bewaffnung. Krieg in unserm Sinne gab es überhaupt nicht. Man unter=

nahm nächtliche Raubzüge, Razzia genannt, und plünderte Karawanen aus, vermied aber dabei die Tötung eines Menschen sorgfältig aus Furcht vor der Blutrache. Erst Mohammed leitete die Araber an, sich an größere Unternehmungen zu wagen und in festen, geschlossenen Abteilungen nach Stämmen gegliedert unter dem Oberbefehl eines Führers in die Schlacht zu ziehen. Militärische Disziplin, bis dorthin dem freien Sohn der Wüste unbekannt, hat erst er den arabischen Heeresmassen beigebracht und dies ist sicherlich nicht der letzte Grund der Siege des Propheten und seiner Sache über die arabischen Stammesvettern. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß die Gebetsplätze der alten Moslime auch ihre ersten Exerzierplätze waren. Das täglich fünfmal zu verrichtende gemeinsame Gebet mit den zahlreichen ebenfalls gemeinsam und auf Kommando vorzunehmenden körperlichen Übungen gewöhnte sie an geschlossenes Vorgehen und brachte ihnen die Bedeutung der Disziplin erst zum Bewußtsein.

Außer dem Kriegerstand waren noch sehr einflußreich der Stand der Ulemas, der Lehrer des Korans, und die Schreiberzunft, welch letztere die ganze Verwaltung in ihrer Hand hatte. Erstere gehörten ebenfalls der herrschenden Klasse der Araber an, obwohl sich bald genug persische Elemente eindrängten und später sogar die Oberhand gewannen; die Schreiber rekrutierten sich in den ersten Zeiten fast ganz aus der einheimischen unterworfenen Bevölkerung, aber bald beteiligten sich auch die Araber an der Bildung und konnten so in die Verwaltung eintreten.

Dieser rasche geistige Aufschwung des Arabertums in den ersten Jahrzehnten des Islam hat seinen Grund in einer vorzüglichen, fast momentan entstandenen Organisation des öffentlichen Schulwesens. Maß-

gebend war dabei der Wunsch, allen Moslimen die Lektüre und das Studium des Koran zu ermöglichen. Und so sehen wir denn, daß bereits gegen Ende des siebenten Jahrhunderts nicht nur die vornehmen Araber, sondern sogar die Soldaten in ihren Standlagern, ja selbst Frauen und Sklaven mit großem Eifer den Koran lesen und auf Grund selbständigen Studiums des heiligen Textes Stellung nehmen in den damals heftig tobenden religiösen Streitigkeiten. Allmählich bildete sich ohne staatliche Verordung, lediglich auf Grund des Herkommens eine Art Schulzwang heraus, dem alle Kinder der Moslime vom sechsten Lebensjahr ab unterstanden. Schule war die Moschee, Lehrer war der Ulema, der von der Gemeinde unterhalten wurde. Lehrbuch, Anfang und Ende des ganzen Unterrichtes war der Koran.

Aus dem gleichen Bedürfnis, dieses heilige Buch zu verstehen und immer tiefer in seinen geheimnisvollen Sinn einzudringen, erwuchsen an den größern Moscheen des Chalifenreiches alsbald eine Art von Universitäten, an welchen Theologie, Jurisprudenz, Philologie, alles natürlich im engen Anschluß an den Koran gelehrt wurden.

Ein Bild solch einer moslimischen Hochschule bietet uns die berühmte Azkar-Moschee in Kairo, welche heute Zentrum und Brennpunkt des gesamten wissenschaftlichen Lebens des Islam ist, die Universität nicht bloß für Ägypten, sondern für alle Länder des Islam.

Von den Zuständen auf dieser berühmtesten Hochschule arabischen Wissens, die noch ganz das Gepräge der großen alten Zeit des Islam bewahrt hat, gibt uns ein neuerer Reisender folgende Schilderung. Eine mächtige von 380 Säulen getragene Halle ist Gebetsraum und Hörsaal zugleich. Die Einrichtung ist äußerst primitiv. Nur einige wenige, besonders her-

vorragende Gelehrte von den etwa 300 Ulemas oder Professoren haben eine Art Katheder inne. Die übrigen dozieren mit dem Rücken an eine Säule gelehnt, während die Schüler vor ihnen auf dem Boden kauern und zuhören. Zuweilen richten sie auch Fragen an den Lehrer oder schreiben mit der Rohrfeder in das auf der flachen Linken oder auf dem Boden liegende Heft. Die stetige, mit der Regelmäßigkeit eines Pendels erfolgende Hin- und Herbewegung des Oberkörpers, eine Gymnastik, welche nach orientalischen Begriffen alles Lernen und Denken ungemein erleichtert, bringt Leben in die Gruppe. Ist das Kolleg aus, so küssen die Schüler dem Lehrer die Hand und gehen in die Wandelgänge des Hofes, wo sie aus dem Brunnen ihren Durst löschen, sich miteinander unterhalten und spielen. Die Hochschule hat eine Frequenz, mit welcher sie alle ihre europäischen Schwesteruniversitäten schlägt. 10000 Studenten sammeln sich hier aus allen Ländern des Islam; sie gehören den Altersstufen von 10—20 Jahren an. Man kann sich wohl nur schwerlich einen Begriff machen von dem Leben, das hier herrscht, wenn diese Tausende durch die Halle wogen, wenn in diesem gewaltigen Hörsaale einige Dutzend Professoren mit ihrem Zuhörerkreis am Boden Platz genommen haben und gleichzeitig nebeneinander mit lauter Stimme ihre Weisheit auskramen.

Der Unterricht ist noch genau der gleiche wie vor Jahrhunderten, ja vielfach nur noch mehr verknöchert und man zeigt nicht die geringste Neigung sich den Forderungen des modernen Lebens anzubequemen. Anfang, Mitte und Ende der ganzen Wissenschaft ist der Koran. Den Koran erklären oder eine der unzähligen Koranerklärungen nochmals erklären ist die Aufgabe des Ulema; den Koran auswendig lernen,

bis er ihn aufsagen kann von vorne bis hinten, von hinten bis vorne, ist die Hauptaufgabe und das eigentliche Lernziel des Studenten. Wie eine Memorier- und Sprechmaschine sitzt der arme Tropf da und sagt sein endloses Pensum auf, mit geschlossenen Augen und konvulsivischem Auf- und Abschnellen des Oberkörpers; harten Tones und wilden Blickes verweist ihm der Ulema jedes falsche Wort, das über seine Lippen kommt.

Welcher Art die Bildung sein muß, die bei einem derartigen unwürdigen Unterrichtsbetrieb erzielt wird, bedarf keiner weitern Erörterung; der ungemein traurige Stand der heutigen mohammedanischen Welt in Bezug auf Geistesbildung hat darin seine erste Ursache. Sollen die mohammedanischen Länder, soweit sie noch selbständige Staatswesen bilden, je wieder eine leitende, der modernen Zivilisation entsprechende Stellung erringen, so wäre die erste Bedingung dafür eine gründliche Neuorganisation des Schulwesens nach europäischem Muster. Was man jetzt dort Schule nennt, ist nichts als ein trauriges, verkümmertes Überbleibsel aus einer alten, größern Zeit, das den modernen Anforderungen auch nicht im entferntesten gerecht werden kann.

Damit schließen wir unsern Rundgang durch die arabisch-islamische Kulturwelt, der naturgemäß nicht mehr als eine knappe Skizze bieten konnte. Mehrere große Gebiete, die notwendig hierher gehören um das Bild zu vervollständigen, wie Religion, Familenleben, Literatur und Kunst, sind anderswo gelegentlich oder ihrer Wichtigkeit wegen in eigenen Abschnitten behandelt. Will man die Kulturarbeit des Islam gerecht beurteilen, so kann man nur staunen über die gewaltigen Leistungen, die er auf allen Gebieten des materiellen und geistigen Lebens aufzuweisen hat. Eines

aber fehlt der islamischen Kultur, und das wird auch dem flüchtigen Beobachter nicht entgehen, das ist die alle Stürme überdauernde, stets unverwüstliche Lebenskraft wie sie dem Christentum eigen ist. Daraus erklärt sich auch der rasche Verfall der so schnell in die Halme geschossenen mohammedanischen Kultur. Hieran sind freilich auch äußere Ereignisse schuld. Überall, wo nicht wie in Spanien christliche Völker das Erbe der alten Moslime angetreten haben, wurde, besonders in den Hauptländern der islamischen Kultur in Vorderasien, so ziemlich alles durch die rohen und barbarischen Nachfolger derselben, die Türken, vernichtet und begraben, und heute noch liegen diese einst so fruchtbaren Kulturländer brach. Aber gerade darin zeigt sich so recht die Schwäche und Armut des Islam, daß er bis heute es noch nicht fertig gebracht hat, dieses Volk, das schon jahrhundertelang in seinem Dienste steht, zur alten Höhe der Zivilisation emporzuheben.

Fünftes Kapitel.

Die Literatur der Araber.

Die arabische Sprache ist ein Zweig des großen semitischen Sprachstammes, dem auch die wichtigen welt- und religionsgeschichtlichen Sprachen angehören: das Assyrisch-babylonische, das Hebräische, die Sprache des Alten Testamentes, das Syrisch-aramäische, die Muttersprache des Heilandes, und das Äthiopische. Von all diesen semitischen Sprachen ist das Arabische heute die einzige, welche noch lebt. Nach annähernder Schätzung wird es noch von etwa 25 Millionen Menschen als Umgangssprache gesprochen; als die religiöse Sprache des Islam aber beherrscht oder beeinflußt sie das geistige Leben von mehr als 200 Millionen Menschen.

Die gegenwärtig gebräuchliche arabische Schrift ist erst kurz vor Mohammed entstanden. Vorher hatten die südarabischen Stämme ihr eigenes Alphabet, die nördlichen bedienten sich einer Abart der phönizischen Schrift. Beide wurden verdrängt durch ein der syrischen Schrift entlehntes Alphabet, bestehend in 18 Buchstaben, die später noch um weitere 10 vermehrt wurden. In dieser kufischen Schrift — so genannt von der Stadt Kufa im Irak, einem späteren Sitz der islamischen Gelehrsamkeit — wurde der Koran geschrieben, ein Umstand, der ihr die Herrschaft im ganzen arabischen Sprachgebiet verschaffte. Bekanntlich hat das arabische Alphabet wie das hebräische, syrische, ebenso das minäisch-sabäische nur Konsonantenzeichen. Die Vokale wurden ursprünglich überhaupt nicht geschrieben, später hat man wie für die genannten Sprachen, so auch für das Arabische Vokalzeichen erfunden und sie unter oder über die Konsonanten geschrieben. In den Druckwerken finden sie meist nur in den für Europäer bestimmten Büchern Anwendung; immer aber werden sie gebraucht in den Koranausgaben, um ja den heiligen Text vor jedem Mißverständnis zu schützen.

Die Literatur der Araber, bei ihrem Heraustreten aus ihrer Halbinsel noch klein und bescheiden, ist auf dem Boden des weltumspannenden Chalifenreiches zu einem gewaltigen Umfange angewachsen. Würde man das geistige Leben eines Volkes nach der Anzahl der Schriftsteller bewerten, die es hervorgebracht, dann gebührte dem Arabertum ohne Zweifel der erste Platz unter allen Völkern des Altertums und des Mittelalters. Sieht man indessen etwas näher zu, so findet man, daß die Araber in weit höherem Grade als irgend ein anderes Erobervolk sich aus dem Bildungsschatze der von ihnen unterjochten Völker bereichert haben.

Das älteste und echteste Erzeugnis des arabischen Geisteslebens, das wir kennen, ist die Beduinenpoesie, meist aus dem Jahrhundert vor dem Auftreten Mohammeds stammend. Größtenteils Gelegenheitsdichtungen, wurden sie zunächst mündlich überliefert; erst als die Araber die Herren der alten Kulturwelt geworden, erwachte in ihnen das Bedürfnis, gleich den unterjochten Völkern Wissenschaft, Literatur und Kunst zu besitzen. Da sammelte man die alten Gedichte, die sie in mündlicher Überlieferung aus ihrer Heimat mitgebracht hatten und das einzige literarische Erbe aus der eigenen Vorzeit ausmachten. Die berühmteste dieser Sammlungen bilden die sieben sogenannten Moallakat, d. h. die „Aufgehängten", nach der Überlieferung so benannt, weil sie bei einem allgemeinen öffentlichen Wettstreit den Sieg davongetragen und in Goldbuchstaben auf Seide gestickt am Nationalheiligtum in Mekka aufgehängt worden sein sollen. Außerdem gibt es noch mehrere umfangreiche Sammlungen, Diwane genannt, von welchen einzelne auch schon ins Deutsche übersetzt sind (besonders von Rückert und Schack).

Inhalt und Form dieser ältesten arabischen Poesie ist, wie es bei einem Naturvolke nicht anders zu erwarten ist, äußerst einfach und kunstlos. Ein neuerer Literaturhistoriker vergleicht sie treffend mit der Skaldenpoesie der alten Wikinger und bemerkt, beiden sei das gemein, daß sie vorzüglich von Kämpfen und Abenteuern reden und daß der Held und Dichter meist poetischer ist als das Gedicht selber.

Die Motive dieser altarabischen Beduinenpoesie waren meist Liebe und Haß, letzterer besonders in den beißenden Spottgedichten, die in den nie endenden Stammesfehden ein beliebtes und gefürchtetes Kampfmittel bildeten. Daneben spielt das Bewußtsein von dem Vollgewichte der eigenen Person des Dichters so-

wie der Stolz auf die Vorzüglichkeit seiner Freunde und seines Stammes eine Hauptrolle und findet gar oft seinen Ausdruck in äußerst hochgemuten Worten. Mit der naiven Freude über den Wert der eigenen Persönlichkeit verbindet sich dann meist der Stolz auf den wichtigsten Begleiter des die Wüste durchziehenden Beduinen, das Kamel. Nur die ungeheure Wichtigkeit, die dieses Haustier für den semitischen Nomaden besitzt, läßt uns die fast zärtlich zu nennende Liebe verständlich erscheinen, mit der der arabische Dichter sich so oft in die Schilderung der Vorzüge seines Reittieres vertieft. Man vergleiche nur folgende begeisterte Verse des Il-Baith von Haniser (nach Rückert):

„Im Ritte des Mittags, dessen Glut briet den Ur, da ließ
 ich kochen und braten ein Kamelweibchen gleich dem Strauß,
Gewölbtes, geschwelltes, hadramautisches, tüchtiges,
 ein Kleinod der edlen Stuten, das ich erkoren aus;
Mit dem hin ich flog, dem derb genackten, gebrüsteten;
 den Vorrang erhält, wo man Kameladel zählt, ihr Haus.
Ich fand, wohl erzogen hatt' ihr Vater und Mutter sie,
 darum ich die Summe gern für ihren Besitz gab aus."

Näher liegt unserem Empfinden das Gebiet der Naturschilderungen, zu denen der Dichter meist vom Wüstenritt angeregt wird. Auch wir vermögen den hohen Stimmungsreiz grauenvoller Einsamkeit oder eines schaurig schönen Gewitters mitzuempfinden, wie es Milcha von Dscharm schildert (nach Rückert):

„Lang war die Nacht, ich wachte der blitzenden Wolkenwand,
 die sich herniedersenkend hinzog von Land zu Land.
Vom Nachtmarsch trunken taumelt der Wolken Kranichzug;
 und dürres Land zu tränken hat er zu tun genug.
In jeder Wüste Mitten erdröhnen um und an
 die Massen, wie einander Kamele blöcken an.
Es türmen sich die Gipfel des windgetragenen Throns
 an Höh' und auch an Breite wie Gipfel Libanons.
Den hadramautischen Winden bot sich zum Kampfe dar
 ein abgeriß'ner Vorhang, der ganz zerflittert war.

Es blieb das reine Wasser aus reinem Wolkenschoß
zurück auf allen Spuren, denn rein ist Wasser bloß,
Das abgestand'ne Wurzeln des Schotenbaums erquickt
im Hochland und Erfrischung dem Sauerklee beschickt.
Und nachtlang schob sich vorwärts die falbe Regenwand
langsam wie ein gekoppelt Kamel im tiefen Sand."

Die älteste poetische Form scheint ein jambisches Versmaß gewesen zu sein. Aus demselben bildete sich aber im Laufe der Zeit eine Menge kunstvoller Versformen, die von den späteren philologischen Bearbeitern der Wüstenpoesie sorgfältig klassifiziert und als klassische Dichtungsform stets weiter gepflegt wurde.

Mit der großen Mannigfaltigkeit der Form hielt aber der Inhalt nicht gleichen Schritt. All die vorher besprochenen einzelnen Motive kehren fast in jedem größern Gedicht, jeder Kasside, wieder. Dabei bildete sich allmählich eine nahezu feste Disposition für die Kasside heraus. Der Dichter beginnt regelmäßig mit dem Nasib, einer Liebesklage. Dann wendet er sich mit plötzlichem Übergang, der meist mit der Nutzlosigkeit des Jammerns um verlornes Glück motiviert wird, der Schilderung seines Reittieres zu. Daran reihen sich Naturbeschreibungen, oft auch Kampfesszenen. Zum Schluß erst kommt der Dichter auf den eigentlichen Anlaß seines Zweckgedichtes (das bedeutet nämlich Kasside) zu sprechen, sei dies nur sein eigenes Lob oder das seines Stammes oder auch das seines Gönners, von dessen Gnade er ein Zeichen zu sehen hofft.

Neben dieser altarabischen Beduinen- und Abenteuererpoesie, die den Wüstengeruch unverkennbar an sich trägt, gab es auch in vorislamischer Zeit bereits eine Hofpoesie, an den arabischen Höfen der christlichen Könige von Hira und der von Damaskus. Freilich scheinen sich diese Hofpoeten im allgemeinen um das Christentum nicht weiter gekümmert zu haben. Sie waren und blieben Heiden und Beduinen, zogen auch

gelegentlich wieder zurück in die Wüste oder auf den Jahrmarkt nach Okaz, um auch dort von ihren heidnischen Stammesgenossen den Dichterruhm in vollen Zügen zu genießen. Auch ihre Poesie unterschied sich nicht wesentlich von der der alten Wüstendichter, nur daß das Lob des königlichen Gönners eine hervorragende Rolle spielte.

Mohammed war in der ersten Zeit seines Auftretens der Poesie nichts weniger als gewogen. Der Grund war freilich ein sehr persönlicher. Als er nämlich in Mekka mit seinen angeblichen Offenbarungen auf den Plan trat, wurde von seinen ungläubigen Stammesgenossen das bei den alten Arabern so beliebte Kampfesmittel der Satire auch gegen ihn in reichem Maße angewendet. Da Mohammed selbst kein Dichter war, konnte er nicht mit gleicher Münze zurückzahlen. Daher sein höllischer Haß gegen die Versemacher, die er im Koran zu tiefst in die Hölle verdammt, zuweilen aber auf Erden schon grausam strafen ließ, wenn er ihrer habhaft werden konnte.

Bald aber fand er es für geraten, die Dichtung auch in seinen und der heiligen Sache Dienst zu ziehen. Der Leib- und Hofpoet des Propheten war Hassan, der auf eigentümliche Weise in den Dienst Mohammeds kam. Hassan hatte einmal ein Spottgedicht gegen den Propheten verfaßt und ihn dadurch dermaßen in Harnisch versetzt, daß Mohammed ihm den Mund für immer schließen lassen wollte. Der Dichter aber entkam dem Mörder und erhielt bloß einen Hieb in die Wade. Infolgedessen wandte er sich reuevoll an den Propheten, wurde in Gnaden aufgenommen und sang fortan in vollen Tönen das Lob seines neuen Herrn. Seine Hauptaufgabe war es aber, Schmähgedichte gegen die Mekkaner zu machen. Abubekr, der die mekkanischen Verhältnisse genau kannte, war vom Propheten eigens

beauftragt, Hassan mit dem nötigen Material zu versorgen. Den ganzen Wortschwall seiner Poeterei konnte er im „Jahre der Gesandschaften" entfalten, wo sich die arabischen Stämme mit ihren Dichtern einfanden, die in feierlicher Weise den Ruhm ihres Stammes sangen, ohne dabei das Lob ihres neuen Herrn, des Propheten, zu vergessen. Hassan fiel da die ehrenvolle Aufgabe zu, hierauf geziemend zu erwidern.

Ähnlich erging es einem gewissen Kaab, dem Sohn des Moallakatdichters Zoheir. Dieser machte ein Spottgedicht auf seinen Bruder, als dieser die Hedschra mitmachte. Dafür wurde er von Mohammed für vogelfrei erklärt. Als aber die Macht des Propheten von Jahr zu Jahr stieg, suchte er sich mit demselben wieder zu versöhnen, drängte sich in der Moschee in Medina in die Nähe des Propheten und fragte ihn, ob er wohl Kaab wieder in Gnaden aufnehmen würde, wenn er als Gläubiger zu ihm käme. Als dieser zusagte, gab er sich zu erkennen und trug nun eine Kasside vor, in der er gleichsam zur Sühne Mohammed und die Fluchtgenossen in folgenden begeisterten Worten feierte (nach Rückert):

„Vom Gottgesandten hat die Drohung mich betroffen,
Doch Schonung ist beim Gottgesandten wohl zu hoffen.
Halt ein! So leite dich Er, dessen Huld gesendet
Dir hat den Koran, der Gebot und Mahnung spendet.
Halt ein und straf mich um Verleumderrede nicht!
Denn ich bin ohne Schuld, was auch die Rede spricht.
Wohl hab' ich solches hier zu hören und zu seh'n,
Daß, möcht' ein Elefant an meiner Stelle steh'n,
Er müßte zittern, wenn ihm nicht würd' unverweilt
Vom Gottgesandten Gnad' in Gotteshuld erteilt.
Ein Schwert ist der Gesandt', ein uns zum Licht geschicktes,
Von Gottes Schwertern ein gestähltes, ein gezücktes,
Bei Männern von Koraisch, wo einer sprach im Tal
Von Mekka: Gläubige! Nun wandert aus zumal!"

Entzückt ob dieses Lobpreises warf der Prophet dem Dichter nach altarabischem Brauch seinen grünen Mantel zu, weshalb das Gedicht später das „Mantelgedicht“ genannt wurde. Dieses kostbare Geschenk kam nach dem Tode Kaabs in den Besitz der Chalifen und wurde in deren Schatze zu Damaskus und Bagdad aufbewahrt. Noch heute soll sich diese kostbare Reliquie im Besitz des türkischen Sultans befinden; freilich ist ihre Echtheit sehr fraglich, da der Schatz der Chalifen bei der Einäscherung Bagdads durch die Tartaren 1258 wahrscheinlich verbrannt ist.

Für die gesamte folgende Entwicklung der arabischen Literatur wurde grundlegend und vorbildlich der Koran. Mohammed wurde von seinen Anhängern nicht nur als inspirierter Prophet, sondern auch als das unerreichte Vorbild der Sprache und des Stiles verehrt. Nach unserm Geschmacke ist nun freilich der Koran im allgemeinen nichts weniger als mustergültig. So urteilt einer der besten Kenner desselben, Th. Nöldeke, über seinen literarischen Wert: „Was Stil und künstliche Wirkung betrifft, sind die verschiedenen Teile des Korans von sehr ungleichem Wert. Ein unvoreingenommener und kritischer Leser wird sehr wenige Stellen finden, welche seinen ästhetischen Forderungen völlig entsprechen. Beschreibungen des Himmels und der Hölle und Anspielungen auf Gottes Walten in der Natur zeigen nicht selten einen gewissen Grad poetischer Anlage. Der größere Teil des Korans ist entschieden prosaisch, vieles wirklich steif ausgeführt.“

Freilich vorbildlich konnte der Koran nur solang und in den Kreisen wirken, wo man ihn wirklich als den direkten Ausfluß der göttlichen Offenbarung betrachtete. Als aber im späteren Chalifenreich die religiöse Gleichgültigkeit oder vielmehr der Unglaube immer mehr überhandnahm, verlor der Koran auch seinen

bestimmenden Einfluß auf die Literatur. Allerdings dadurch, daß er Spiel, Musik und theatralische Vorstellungen verpönt, hat er die arabische Literatur dauernd verkümmert, indem die höchste und bedeutendste Gattung der Poesie, das Drama, ganz aus dem Kreise der Gläubigen verbannt wurde.

Als die Araber sich nach dem Tode Mohammeds daran machten die Welt zu erobern und jahrzehntelang an allen Enden der Erde mit Krieg beschäftigt waren, galt auch für die arabische Literatur der Satz: Inter arma silent Musae. Erst als unter den Omajaden und später unter den Abassiden sich eine glänzende Hofhaltung in Damaskus und Bagdad entfaltete, konnte sich die Poesie wieder hervorwagen. Aber auch sie hatte sich mit den Verhältnissen geändert und zwar sehr zu ihren Ungunsten: Aus der Wüstenpoesie war eine Hofpoesie geworden! Sie hatte jetzt auch das verloren, was sie früher wenigstens einigermaßen anziehend gemacht hatte, ihre rohe, aber immerhin frische Natürlichkeit. An deren Stelle war jetzt künstliche Mache getreten. Der an sich kärgliche Stoff wurde in der Form der alten Kassiden immer breiter und breiter getreten und umständlicher ausgesponnen, bis sie sich schließlich in ihre einzelnen Teile auflöste, die nun zu selbständigen Liedergattungen wurden. Von diesen wurden natürlich an den üppigen Höfen das Lobgedicht, das Liebes- und Trinklied, letzteres trotz des Weinverbotes, ganz besonders gepflegt. Die Hauptsignatur der Dichter im Chalifenreich waren Lobhudelei, Bettelhaftigkeit und Liederlichkeit; dem entsprach auf seiten der fürstlichen Gönner eine maßlose Eitelkeit, die nur in der plumpsten Selbstverhimmelung einige Befriedigung fand, eine geradezu wahnsinnige Verschwendung, die die unglaublichsten Summen für die

elendesten Machwerke hinauswarf, und eine ganz blasierte Vergnügungssucht, die stets durch neue, noch gemeinere Pikanterien in Wort und Tat gereizt sein wollte.

Übrigens hatten doch die Hofpoeten zum Teil wenigstens noch eine andere wichtigere Aufgabe als die, ihren Herrn durch pikante Versemacheri zu amüsieren. Die Chalifen bedienten sich populärer Gedichte oft als wirksamer Mittel, die öffentliche Meinung zu bearbeiten und manche künstlerisch zuweilen sehr minderwertige Erzeugnisse hatten in der Tagespolitik eine ähnliche Bedeutung, wie die Leitartikel in unseren großen Tagesblättern. Daraus erklärt sich auch wenigstens zum Teil die angesehene Stellung mancher literarisch recht unbedeutender Versekünstler.

Doch begegnen wir auch in dieser Zeit des Verfalles noch manch edlem Ton echter, innigster Gefühlspoesie. Ergreifend ist das kleine Lied der Maisuna, der Gemahlin des Chalifen Muawia, die sich aus dem Palaste von Damaskus in die Wüste zurücksehnte (nach Schack):

„Das härne Kleid, in dem ich glücklich war,
Ist lieber mir als hier ein Prachttalar.
Im Wüstenzelt durch das die Winde sausen,
Möcht' ich, statt hier im hohen Schlosse, hausen.
Ein wild Kamel von ungestümem Schritt
Ist lieber mir als sanften Maultiers Tritt;
Der Hund, der dort dem Gast entgegenbellt,
Mir lieber als die Pauke, die hier gellt.
Ein Hirt von meinem Stamme gilt mir mehr
Als all die üppigen Freunde um mich her."

Eine nicht minder sympathische, ritterliche Gestalt ist Abu Firaz Hamdani, ein Vetter des in Aleppo in Syrien regierenden Fürsten Saif-ud-Daulach. Er begleitete den Fürsten auf seinen Kriegszügen gegen die Byzantiner, vertrat gelegentlich seine Stelle als Befehls-

haber und fiel wiederholt in griechische Gefangenschaft. Voll wahren Gefühles sind die Gedichte, mit denen er von Konstantinopel aus die Seinigen zu trösten suchte, wie z. B. das folgende an seine Mutter (nach Ahlwardt):

„Ja, lebte in Manbidj mein Mütterchen nicht,
Ich schaute dem Tode getrost ins Gesicht;
Und ich würde — zu stolz ist mein Sinn — es verschmäh'n,
Um Lösung zu betteln, wie nun es gescheh'n.
Und dennoch ich tat es, weil so sie gewollt,
Hätt' ich auch bis zum Staube mich bücken gesollt.
Sie wohnt, eine Freiin, in Manbidj und denkt
Nur an mich, seit ich fern bin, in Trauer versenkt.
Ihr waltet im Herzen, so gut und so rein,
Der Glaube, die Frommheit im schönen Verein.
Nie zieh' in der Früh' je ein Wölkchen von hier,
Das mit Gruß ich nicht schickte gen Manbidj zu ihr.
O Mütterchen, traure und klag' nicht so sehr:
Hoff', daß Gottes Huld auch an mir sich bewähr!
O Mütterchen, gib der Verzweiflung nicht Raum!
Gott gnadet im Stillen, wir ahnen es kaum.
So verweis ich auf eins dich, getreue Geduld;
Nicht auf Schön'res verweist man als göttliche Huld."

Während die sonst so glänzenden Zeiten des Chalifenreiches für die arabische Poesie eine Periode des Verfalles bedeuteten, kam ein anderer Literaturzweig jetzt erst zur richtigen Ausbildung, nämlich die Erzählungsliteratur. Dieses literarische Genre ist es in erster Linie gewesen, das der arabischen Literatur ihren hervorragenden Platz in der Weltliteratur verschafft hat und ohne Zweifel für immer sichern wird. Die Phantasie des Wüstensohnes ist im allgemeinen arm und wenig produktiv; sie mußte erst von außen befruchtet werden. Dies geschah in reichem Maße, als sie aus ihrer eintönigen Halbinsel heraustraten und sich die orientalische Kulturwelt unterwarfen. „Mit dem bunten Völkerstrom, der sich unter dem Szepter der Chalifen vereinigte, breitete sich auch der alte Sagen-

strom des Orients, stets anwachsend, in dem weiten Reich des Islam aus und flutete mit den siegreichen Scharen der Eroberer dem fernen Westen zu. Altägyptische und griechische Erzählungen, altbabylonische Sagen, im Talmud weiter gesponnen, indische Zaubergeschichten und persische Feenmärchen flossen da zusammen und vereinigten sich mit dem farbenreichen Anekdotenschatz, der sich nach und nach an den Sitzen der Chalifen, besonders in dem prachtvollen Bagdad und der damit verbundenen Welthandelsstadt Baßra aufspeicherte.“

Die naiven Kinder der Wüste, die sich fast mit einem Ruck mitten in eine alte Kulturwelt versetzt sahen, griffen gierig den bei ihnen zusammengeströmten Sagenschatz auf und verarbeiteten ihn zu dem berühmten, heute in der ganzen Welt verbreiteten Werk: „Alf Lailah walailah“, d. h. „Tausend und eine Nacht“. Das in der Weltliteratur einzig dastehende Buch, das aber innerhalb der arabischen Literatur unter den vielen derartigen Sammlungen nur die bekannteste, anziehendste und am genialsten angelegte ist, führt diesen merkwürdigen Titel, weil die mehr als 200 Märchen in dem einkleidenden Rahmen als Nachterzählungen — manche dauern mehrere Nächte — erscheinen.

Worin besteht denn eigentlich die kulturhistorische Bedeutung und die mächtige Anziehungskraft, die das gefeierte Unterhaltungsbuch für jung und alt, für gelehrt und ungelehrt so interessant und anziehend macht? „Während der Koran die mohammedanische Welt zeichnet, wie Mohammed selbst sie haben wollte, zeichnen die „Tausend und eine Nacht“ sie, wie sie sich wirklich im weiten Reiche der Chalifen gestaltete, jedoch verschönert und verklärt im Spiegel der Poesie, als teilweise Erbin der von ihr unterjochten Völker, umstrahlt

von der schimmernden Pracht des Chalifats.“ Es ist hier unmöglich auf den Inhalt dieses merkwürdigen Buches näher einzugehen, das in den buntesten Bildern, mit einer geradezu unerschöpflichen Mannigfaltigkeit, ein Leben, eine Anschaulichkeit, einen unverwüstlichen und gesunden Humor entfaltet, wie kein anderes Buch der Weltliteratur. Man muß es selbst gelesen haben, um dieses Meisterwerk der dichtenden Phantasie voll und ganz würdigen zu können.

Es erübrigt uns nur noch einen letzten Zweig der arabischen Literatur kurz zu berühren, der nicht nur wegen seines Umfanges, sondern auch wegen seiner Bedeutung für die Entwicklung der abendländischen Kultur von hervorragender Wichtigkeit ist, nämlich die wissenschaftliche Literatur. Nicht als ob die arabischen Gelehrten viel Neues geschaffen und geniale Erfindungen gemacht hätten, sondern die Überbleibsel der alten Kultur getreulich gesammelt, verarbeitet und weitergegeben zu haben, das ist ihr anerkanntes Verdienst um die Entwicklung der menschlichen Kultur. War doch der Hauptsitz der arabischen Macht und damit auch die geistige Führung in einem Lande, das selbst alter Kulturboden war und in dem seit alters der Kulturaustausch zwischen Ost und West sich vollzog — in Mesopotamien, Syrien, Ägypten, Griechenland, Persien, Indien. Sobald darum der Kriegslärm sich einigermaßen gelegt hatte und die Grenzen des Reiches soweit vorgeschoben waren, daß das Zentrum nicht mehr allzusehr unter den Kämpfen zu leiden hatte, begann hier unter dem Schutz und der eifrigsten Förderung der Chalifen eine wissenschaftliche Tätigkeit, wie sie in der Weltgeschichte höchstens die hellenistische Periode und die Neuzeit aufweisen und zwar auf allen Gebieten des Wissens: Theologie, Philosophie, Philologie, Mathematik, Astronomie, Geographie, wozu be-

sonders das durch das Wallfahrtsgebot bedingte und durch die eifrige Obsorge für das Verkehrswesen erleichterte, großartige Reiseleben anregen mußte, Geschichte, Physik, Chemie, die beschreibenden Naturwissenschaften wurden hier eifrigst gepflegt, vielfach unter Zugrundelegung der ins Arabische übersetzten griechischen Fachwerke. Mittelpunkt dieser gelehrten Studien war die vom Chalifen Mamum, einem Nachfolger Harun-al-Raschids gegründete Akademie, genannt „Haus der Wissenschaften“, ausgestattet mit einer reichen Bibliothek. Eine ähnliche Rolle wie die Chalifen in Bagdad spielten in andern Teilen des Weltreiches die mehr oder minder selbständig schaltenden Statthalter und kleineren Fürsten, vor allem haben die Inhaber des spanischen Chalifats in Cordova sich hervorragend um die Wissenschaft verdient gemacht. Auch sie förderten das Studium besonders der sogenannten exakten Wissenschaften mit bewundernswerter Freigebigkeit und erhoben die Hochschule von Cordova zu weltgeschichtlicher Bedeutung. Im elften und zwölften Jahrhundert, da es im christlichen Abendlande erst zwei Universitäten und nirgends eine größere, öffentliche Bibliothek gab, zählte man im arabischen Spanien allein gegen 70 reich ausgestattete Büchersammlungen — die von Al-Hakam II. (961—976) in Cordova errichtete soll an die 400 000 Bände aus allen Ländern des Islam besessen haben — und 17 Hochschulen mit verhältnismäßig großen Lehrkörpern und reichen Mitteln.

Für das Abendland ist diese großartige wissenschaftliche Tätigkeit deshalb von so hervorragender Wichtigkeit, weil so die Araber die direkten Vermittler der griechischen Gelehrsamkeit für die abendländischen Völker im Mittelalter wurden, nachdem diese durch den kirchlichen Zwiespalt zwischen Ost- und Westrom von den Quellen der klassischen Bildung gewissermaßen

abgeschnitten waren. Ein großer Teil der griechischen Autoren, besonders Philosophen (Aristoteles) und Naturwissenschaftler, ist zunächst über Spanien zur Kenntnis der mittelalterlichen Scholastiker gelangt, vermehrt mit den Forschungsergebnissen arabischer Gelehrter. Die beiden größten arabischen Philosophen und Aristoteleserklärer, Avicenna und Averroes, waren lange Zeit für die christlichen Theologen des Abendlandes die Hauptquelle der aristotelischen Philosophie. Unsere „arabischen" Ziffern, die übrigens keine Erfindung der Araber sind, sondern aus Indien stammen, eine Menge Ausdrücke wie Algebra, Zenith, Chemie, Alkohol usw. erinnern heute noch an diese arabische Vermittlungstätigkeit. In manchen Disziplinen wie in der Mathematik und Medizin hat die Versetzung mit arabischem Geiste bis in die Neuzeit herauf noch mächtig nachgewirkt, selbst dann noch, als die direkten Quellen der griechischen Kultur durch den Humanismus schon längst wieder erschlossen waren.

Sechstes Kapitel.

Die islamische Kunst.

Als die Araber von den Sandwüsten und Steppen ihrer Heimat aus den Siegeszug über die Welt antraten, brachten sie den unterworfenen Völkern kaum etwas mit, was eigentlich den Namen Kunst verdiente und sich über das Handwerksmäßige erhob. Höchstens war es die Kunst der Teppichweberei, wo wenigstens einige, wenn auch bescheidene künstlerische Veranlagung zum Ausdruck kam. Und doch, wenn wir all die Länder überblicken, die nach und nach dem islamischen Weltreich einverleibt wurden, so spricht heute noch kaum etwas anderes so laut zu uns von der vergan-

genen Herrlichkeit des Islam vom Ebro bis zum Ganges als eben die großartigen Kunstdenkmäler,



Hassanmoschee in Kairo.

welche die prachtliebenden Chalifen allerorten geschaffen haben.

Es verhält sich eben mit der mohammedanischen Kunst ähnlich wie mit den übrigen Zweigen der ara-

bischen Kultur. Sie entfaltet sich hauptsächlich in den unterworfenen Ländern, wo dem an Material und an

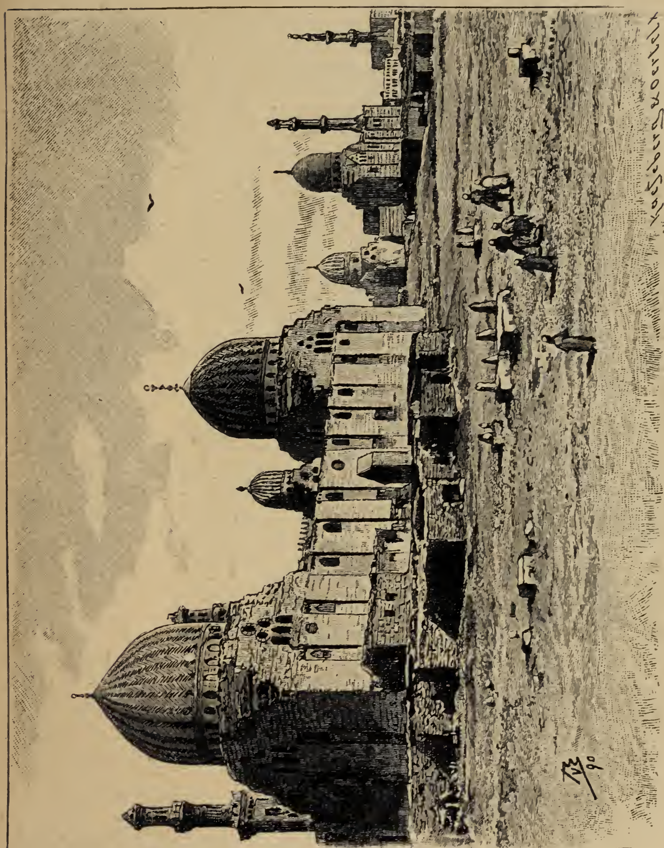


Die Kammer der Sultane im Alkazar in Sevilla.

Kunstideen von Haus aus armen Islam beides in reichem Maße dargeboten wurde.

Am glänzendsten und eigentümlichsten entwickelte sich die mohammedanische Baukunst, da die Notwendigkeit eines gemeinsamen Gebetslokals, einer Moschee, von selbst vorwärts drängte. Für die Anlage der mohammedanischen Gebetsstätte war zunächst das alte Nationalheiligtum der Araber in Mekka maßgebend. Die Grundform bildet ein rechteckig abgegrenzter, offener Hofraum, um den sich im Innern gedeckte Säulengänge herumziehen. In der Mitte erhebt sich ein freistehender Brunnenbau für die religiösen Waschungen. Der wichtigste Teil des Heiligtums ist die Gebetsnische, welche den Betenden die Richtung nach der heiligen Stadt angibt. Weitere Bestandteile sind die Kanzel für die Predigt, die am Freitag gehalten wird, und das Lesepult, auf welchem der Koran aufgeschlagen liegt. Für die äußere Erscheinung charakteristisch ist endlich noch ein hoher, schlanker, dem Leuchtturm von Alexandria nachgebildeter Turm, Minaret genannt, mit Galerien, von wo aus der Moeddin den Gläubigen die Gebetsstunden verkündigt. Gewöhnlich wird der Hof durch eine einfache Umfassungsmauer abgeschlossen, zuweilen jedoch, besonders bei größeren und berühmteren Moscheen, ist er von geschlossenen Räumen für Schule, Bibliothek, Aufsichts- und Verwaltungsbehörden, Pilgerherbergen, Krankenhäusern, Armenküchen usw. umgeben. Diese Grundform der Moschee ist natürlich in den verschiedenen Ländern des Islam verschiedentlich weitergebildet worden.

Dabei haben sich fremde Einflüsse in weitgehendem Maße geltend gemacht, besonders griechische; wahrscheinlich ist ihnen der so häufig vertretene Kuppelbau entlehnt. Ebenso dürfte der in älterer Zeit sich besonders oft findende Rundbogen griechischen Vorbildern entstammen. Doch auch hier machten sich die



Die Chalifengräber bei Kairo.

Schüler bald von ihren Meistern unabhängig und der Spitzbogen, der schon im neunten Jahrhundert in ägyptischen Bauten vorkommt, sowie der Hufeisen=



Die Kathedrale von Cordova.

bogen finden sich durchweg selbständig entwickelt in den westlichen Gebieten des Chalifenreiches, während in den östlichen Gebieten eine andere eigentümliche Fortentwicklung in dem sogenannten Kielbogen entstand, indem „der Spitzbogen zuerst seine beiden Schenkel nach außen krümmte, dann innen einzog und mit dieser keckgeschweiften Linie in der Spitze zusammenschloß.“ Die Säulenstellung wurde in den älteren Denkmälern einfach von antiken römischen Bauten herübergenommen; aber auch hier gestaltete sich die Entwicklung eigenartig. Man bildete die Säulen so schlank und dünn wie nur immer möglich, und verband sie, um ihre Tragkraft zu erhöhen, zu Gruppen. Das Kapitell wurde ganz willkürlich geformt, doch herrschte eine schlanke, nach oben ausgebauchte Form vor, die mit buntem Ornament bedeckt wurde.

Alle Innenwände der Moschee wurden mit außerordentlich reichem Ornament bekleidet, das den Glanzpunkt der mohammedanischen Kunst bildet. Die Arabesken, wie man diesen Schmuck nach seinen Erfindern nennt, entstammen dem innersten Volksgeiste der Moslime und haben darum ihre politische Herrschaft überlebt. Sie bewegen sich in einem fein ausgedachten Linienspiele, das aus mathematischen Figuren oder einem meist völlig idealisierten Ranken- und Blattwerk zusammengesetzt ist. Das gesamte Ornament besteht aus Gips- oder gebrannten Tonplatten und prangt in lebhaften Farben und reicher Vergoldung. Diese „Flächendekoration ist die nationalste, eigenste und vollendetste unter den Leistungen der mohammedanischen Architektur. Wie der bunte Teppich des Arabers ältestes Kunsterzeugnis ist und dessen Bild zuerst seinem Auge begegnete, so kann er sich seine Bauten auch nur im Teppichschmuck vorstellen und spannt darum ähnlich wie auf dem Fußboden,


Die Alhambra in Granada.

so auch an den Wänden seine buntgewirkten Teppiche aus, selbst das Gitterwerk vor den Fenstern erinnert an die Muster der Stickerei und des Webstuhles."

Auf das Äußere der Moschee wurde wenig Sorgfalt verwendet. Es war meist ziemlich schmucklos mit Ausnahme des Portals, das möglichst groß, hoch und monumental angelegt und mit einer Hohlkuppel gekrönt wurde.

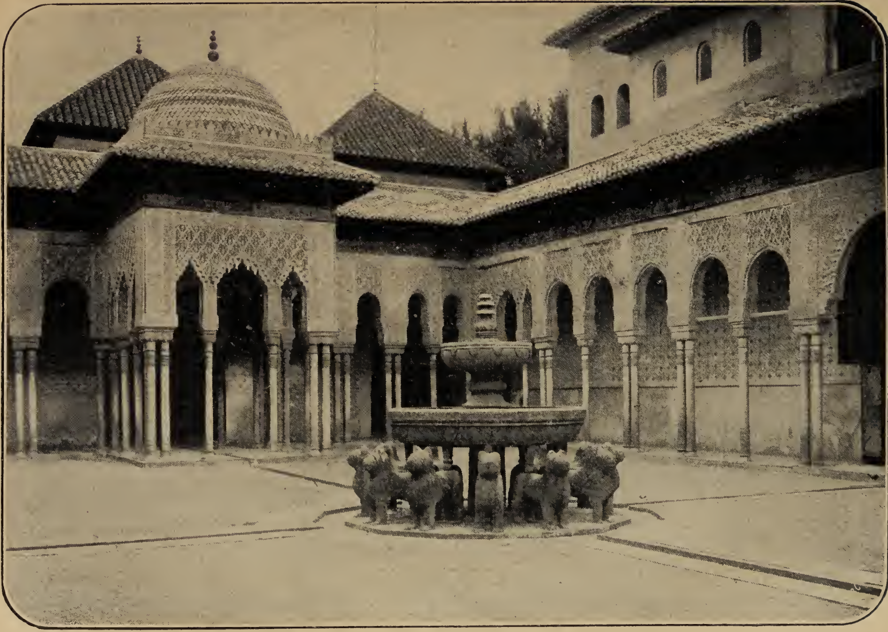
Die ältesten mohammedanischen Bauten finden sich in Syrien, das der Islam zuerst überschwemmt hat. Hier schließt sich die Architek-



Der Garten des Alkazar in Sevilla.

tur noch eng an die byzantinischen Vorbilder an und wahrscheinlich sind die ältesten Denkmäler, so die berühmte Felsenmoschee in Jerusalem, sogar altchristlichen Ursprungs und erst im Laufe der Jahrhunderte bei gelegentlichen Umbauten mehr und mehr dem inzwischen entwickelten mohammedanischen Stil angepaßt worden. Die eigenartigsten Reste der arabischen Baukunst aber weist die alte Chalifenstadt Kairo auf; es seien hier nur genannt die berühmte Amrmoschee, gegründet 643, etwa zwanzigmal umgebaut (die heutige Gestalt stammt aus dem 15. Jahrhundert), dann die Hassanmoschee, „die Prächtige“ genannt, deren Bau 1356 begonnen wurde. Zu den interessantesten Bauten Kairos und der mohammedanischen Architektur überhaupt gehören die sogenannten Chalifengräber im Osten der Stadt. Sie stammen aus der Zeit, wo Ägypten unter den Fatimiden ein selbständiges Chalifat bildete. Manche derselben waren ursprünglich großartige Anlagen in den Planlinien mit Kuppeln, Minarets und den übrigen Eigentümlichkeiten der Moscheen; heute gehen sie, weil ganz und gar vernachlässigt, einem raschen Verfalle entgegen.

Die schönsten und großartigsten Monumentalbauten aus der Blütezeit der islamischen Kultur sind uns in Spanien erhalten. Das älteste Denkmal ist hier die 786 begonnene Moschee von Cordova, voll glänzender Pracht, mit einem Walde von kostbaren Säulen und reich durchbrochenen und geschmückten Arkaden. Jetzt ist der großartige, guterhaltene Bau erzbischöfliche Kathedrale. Von den sevillanischen Bauten ist besonders berühmt der Alcazar (eigentlich „das Schloß“ vom lat. castrum) aus dem 14. Jahrhundert wegen der staunenswerten Ausführung der kleinsten Details sowie wegen seiner prachtvollen Gartenanlagen. Das Kleinod der maurischen Baukunst aber ist die



Der Löwenhof der Alhambra in Granada.

Königsburg Alhambra in Granada (eigentlich „die Rote“, so genannt wegen der rötlichen Farbe des Gesteins der Festungsmauern), aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammend, die einzige arabische Residenz, die sich erhalten hat; alle andern haben die Stürme der Zeit hinweggefegt. Wie überall im Orient gruppiert sich die gesamte Anlage um einen offenen, mit Säulenhallen umgebenen, mit Wasserbassins und Springbrunnen ausgestatteten Hof, unter welchen der gefeierte Löwenhof wegen seiner großartigen Anlage und prachtvollen Ausstattung am meisten bewundert wird.

Großartiges hat die mohammedanische Architektur auch in Indien geleistet, besonders in Delhi, das seit dem Ende des 12. Jahrhunderts der Mittelpunkt eines gewaltigen mohammedanischen Reiches war. Doch müssen wir es uns hier versagen, auf die dort zutage tretenden, stark mit indischen Elementen versetzten Eigentümlichkeiten auch nur kurz einzugehen.

Die Skulptur und die Malerei mußten unter der Herrschaft des Islam in ihrer höhern Entfaltung verkümmern, da Mohammed, um den zu seiner Zeit zu befürchtenden Rückfall in den Götzendienst zu verhindern, alle bildlichen Darstellungen der menschlichen Gestalt strengstens untersagt hatte. Um so glänzender entfaltete sich das Kunstgewerbe, das in ziselierten und damaszierten Stoffen, metallenen Vasen, Platten, Tischen, Lampen usw., kunstvollen Schmiede- und Schlosserarbeiten, mit Perlmutter und Elfenbein eingelegten Möbeln, Fayencen aus Porzellan, die ein reizendes Arabeskenspiel als Schmuck trugen, in kunstvollen Glaswaren, Juwelen, Seidenstoffen, Sammeten, Musselinen, Seidenpapieren usw. unerreicht blieb.





Dritter Abschnitt.

Arabien in der Gegenwart.

Erstes Kapitel.

Die politischen Verhältnisse Arabiens.

Zu einer weltgeschichtlichen Stellung ist die arabische Halbinsel nichts weniger als geeignet. Schon die Lage abseits von der großen Völkerstraße des Altertums und den altehrwürdigen Kulturzentren ist einer solchen Stellung nicht günstig; besonders aber sind es die klimatischen Verhätnisse, welche eine Vorherrschaft auch nur über die zunächst benachbarten Länder auf die Dauer wenigstens vollständig ausschließen. Wenn Arabien dennoch der alten Welt auf Jahrhunderte den Stempel seines Geistes aufzudrücken vermochte, so war dieser Erfolg keineswegs in der Lage oder in der Beschaffenheit des Landes selbst begründet, sondern es war hauptsächlich die jugendfrische, expansive Kraft seines Volkstums, die, getragen und begeistert von einer mächtigen religiösen Idee, es zum Herrn der Welt machte. Sobald darum diese Bewegung die Grenzen Arabiens überschritten und sich außerhalb der Halbinsel in den alten Kulturzentren

festgesetzt hatte, war es gewissermaßen eine geschichtliche Notwendigkeit, daß das arabische Stammland mehr und mehr in den Hintergrund treten und die alten Sitze der Weltherrschaft nicht nur die politische, sondern auch die kulturelle Führung von neuem übernehmen mußten; Arabien selbst sank damit zum Range einer Provinz herab und war von neuem zu politischer Bedeutungslosigkeit verurteilt, eine Rolle, die es weiter gespielt hat durch die Jahrhunderte herauf bis auf den heutigen Tag. Die Vernichtung des Chalifats von Bagdad bedeutete für das Stammland des Islam nur einen Wechsel des Herrschers. Dieser ging freilich mehrmals und teilweise unter blutigen Kämpfen vor sich, schließlich aber blieb es im Besitz des türkischen Sultans, der sich auch heute noch den Herrn der heiligen Städte nennt.

Aber nicht die ganze Halbinsel haben sie ihrem Gebiete einverleibt, sondern nur den westlichen Küstenstrich von Syrien hinab bis zur Straße von Bab-el-Mandeb, also den Hedschas mit Mekka und Medina, dann die südliche Küstenebene Tehama und die ehemals so gesegnete, jetzt freilich verödete Südwestecke, den Jemen; Sana, einige Tagreisen westlich von der alten Sabäerhauptstadt Marib, ist hier der Sitz der türkischen Verwaltung. Auch dieser glücklichste Teil der sonst so öden Halbinsel hat unter der türkischen Herrschaft wie alle andern Länder, die seit Jahrhunderten unter dem Halbmond stehen, wirtschaftlich gelitten. Ganz an der Peripherie des osmanischen Reiches gelegen, trachtete diese Provinz von jeher danach, das verhaßte Joch der türkischen Herrschaft abzuschütteln, und gegenwärtig steht das ganze Land wieder in vollem Aufstand, wobei ihm die zerfahrenen politischen Verhältnisse im Herzen des türkischen Reiches selber sehr zustatten kommen. Gute Dienste in der Bekämpfung der

widerspenstigen Südaraber wird den Türken nach ihrer Vollendung die jetzt noch im Bau befindliche Hedschasbahn leisten, die von Damaskus nach Medina und Mekka führen soll, besonders wenn sie einmal, was wohl früher oder später der Fall sein wird, bis nach Sana fortgesetzt wird. Vom Sultan in Konstantinopel aus den Beiträgen der Gläubigen unter großen Schwierigkeiten erbaut, hat sie zunächst den Zweck, die Wallfahrt nach dem Nationalheiligtum zu erleichtern und zu befördern; sicherlich aber ist wohl von Anfang an schon von der türkischen Regierung ihre eminente militärische Bedeutung ins Auge gefaßt worden. Bietet sie ja doch ein willkommenes Hilfsmittel, die stets zum Aufruhr geneigten Stämme des Jemen fester mit dem Reiche zu verknüpfen und im Kriegsfalle rascher zur Stelle zu sein. Vielleicht darf man aber auch hoffen, daß diese Bahn auch zur wirtschaftlichen Hebung des von Natur so gesegneten und reichen Landes beitragen wird, wenn anders das neue türkische Regime dieser Frage nicht die gleiche Interesselosigkeit entgegenbringt wie das alte.

Um das übrige Arabien hat sich bis heute noch keine europäische Macht beworben, nicht einmal die Türken erheben Anspruch darauf, das sicherste Zeichen für die wirtschaftliche und politische Bedeutungslosigkeit des größten Teiles der Halbinsel. Nur die Engländer haben den Hafen von Aden an der Südküste des Jemen besetzt, stark befestigt und als Freihafen erklärt. Für den Welthandel ist dieses Gibraltar des Ostens von hervorragender Bedeutung. Beherrscht es doch die Einfahrt der Straße Bab-el-Mandeb, so daß kein Schiff das Rote Meer befahren und sich dem Kanal von Suez nähern kann, ohne von den Engländern kontrolliert zu werden. Zudem ist es eine wichtige Kohlenstation für die Fahrt nach Ostasien,

welche kein Schiff umgehen kann wegen der langen Dauer der Fahrt. Als Freihafen hat es allmählich den ganzen Handel Südarabiens an sich gezogen; auch die Kaffeeausfuhr, die früher über das türkische Mokka ging — daher Mokkakaffee — ist jetzt fast ganz in den Händen der Engländer. Außerdem sind noch die Bahreininseln im persischen Meerbusen mit ihrer gewinnbringenden Perlenfischerei im Besitze der Engländer, ebenso haben sie sich in Nordostarabien am Endpunkte der erst zu erbauenden Bagdadbahn bereits ein Plätzchen gesichert, indem sie Kuweit im innersten Winkel des persischen Golfes besetzt haben.

Der übrige, weitaus größte Teil der Halbinsel ist der einheimischen Bevölkerung überlassen, die zu einem großen Teile aus nomadischen Beduinen besteht, zum Teil aber auch ansässig ist und unter Sultanen oder Emiren lebt. Zu letzteren gehören besonders die im bergigen, durch seine edlen Pferderassen berühmten Nedsched wohnenden Wahabiten, die nicht nur eine eigene religiöse Sekte bilden, sondern auch politisch selbständig sind. Ihre Macht ist heute noch ziemlich bedeutend; der Emir von Oman, dem gebirgigen Küstenlande in der Südostecke der Halbinsel, steht noch in Abhängigkeit von dem in Er-Ria residierenden Emir der Wahabiten.

Die großen Sandwüsten im Norden und Süden des Nedsched, Nefud und Sachna, mit ihren Steppen und vereinzelten Oasen bilden heute noch wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden einen Tummelplatz unabhängiger Beduinenstämme, deren Charakter und Lebensweise heutzutage ebenfalls noch der gleiche ist wie in alter Zeit.

Zweites Kapitel.

Arabiens religiöse Bedeutung in der Gegenwart.

Ist die arabische Halbinsel auch politisch schon seit Jahrhunderten in die alte Bedeutungslosigkeit zurückgesunken, so hat sie doch ihre religiöse Stellung als Mittelpunkt der islamischen Welt bewahrt bis auf den heutigen Tag und wird sie bewahren, solang es Moslime geben wird. Und zwar verdankt sie diese Rolle nicht etwa dem Umstand, weil in ihr die höchste religiöse Gewalt oder oberste Lehrautorität ihren Sitz hat — diese Würde ist unmittelbar mit dem Chalifat verbunden und wurde mit demselben nach Damaskus beziehungsweise Bagdad und Konstantinopel übertragen —, sondern einzig und allein dem Besitz der beiden heiligen Städte Mekka und Medina. Dadurch, daß Mohammed die Kaaba zum Nationalheiligtum der Araber und religiösen Mittelpunkt des Islam erklärte und besonders dadurch, daß er jedem erwachsenen Moslim eine Wallfahrt zu derselben zur Pflicht machte, hat er auch die religiöse Stellung seiner Vaterstadt für alle Zukunft begründet. Mag der Islam in noch so viele Sekten gespalten, zum großen Teil ganz veräußerlicht und innerlich zersetzt sein, jeder Moslim, der überhaupt noch die vorgeschriebenen Gebete verrichtet, tut dies, das Angesicht nach Mekka gewendet, und jeder Moslim, er mag auf welchem Teil der Erde nur immer sein, erfüllt auch heute noch das Gebot, einmal im Leben nach der heiligen Stadt zu pilgern und das vorgeschriebene Wallfahrtszeremoniell mitzumachen, soweit es ihm nicht die Verhältnisse ganz und gar unmöglich machen. So kommt es, daß Arabien als Heimat des Islam und als Sitz seines vornehmsten Heiligtumes auch heute noch für jeden Mohammedaner,

der mit seiner Religion nicht ganz zerfallen ist, ein Land inniger Sehnsucht und tiefer Verehrung ist und bleibt. Und diese zentrale Stellung der heiligen Stadt innerhalb des Islam offenbart sich alljährlich in großartiger Weise im heiligen Wallfahrtsmonat Dhu-ul-Hiddscha, wo Tausende und Hunderttausende von Pilgern aus allen Teilen der mohammedanischen Welt gezogen kommen, um die heiligen Stätten zu besuchen und die Zeremonien der Pilgerfahrt mit peinlicher Genauigkeit so zu vollziehen, wie Mohammed es vorgeschrieben hat. Während sich früher, besonders zur Zeit der Blüte des Islam, wo zuweilen die Chalifen selbst oder einer der Prinzen an der Spitze der Pilgerfahrt standen und die Zeremonien leiteten, die Zahl der jährlichen Pilger auf mehrere Hunderttausende belief, ist sie in letzter Zeit auf etwa 200 000 gesunken, dürfte aber wohl nach Fertigstellung der Hedschasbahn sich wieder bedeutend heben.

Von der Kaaba selbst, dem aus dem alten Heidentum herübergenommenen Zentralheiligtum des Islam, war bereits an anderer Stelle die Rede. Über derselben erhob sich bald, nachdem der Islam zur Macht gelangte, eine prachtvolle Moschee, die als die heiligste des ganzen Islam gilt. Zu verschiedenen Zeiten bauten fromme mohammedanische Fürsten an ihr und stifteten wertvolle Weihegeschenke. Unter diesen ist das heiligste und ehrenvollste der kostbare Umhang um die Kaaba, „Das Kleid der Kaaba“, das heutzutage alljährlich vom türkischen Sultan von Konstantinopel gestiftet wird, wie ehedem vom Chalifen von Bagdad.

Sehen wir uns nun einmal den Verlauf einer solchen Wallfahrt kurz an. Die Zeremonien, die dabei verrichtet werden müssen, stammen, wie schon bemerkt, größtenteils aus dem Heidentum und sind vielfach bereits unverständlich geworden, so daß wir dar-



Kamel mit dem heiligen Teppich des Sultans.

auf verzichten müssen, ihre Bedeutung näher zu erfahren.

Schon in beträchtlicher Entfernung — die Punkte

sind für jede Karawane, ob sie von Norden, Süden oder Westen kommt, genau festgelegt — müssen sich die Pilger ihrer Reisekleider entledigen, um das weiße Pilgergewand anzuziehen, das sie erst nach vollbrachten Wallfahrtszeremonien wieder ablegen dürfen. Sobald die Karawane die heilige Stadt erblickt, ertönt von jedem Pilger der herkömmliche, uralte Ruf: „Labbaika allahomma!“, der gewöhnlich übersetzt wird: „Zu deinem Dienste bereit, o Gott!“, dessen wahre Bedeutung sich aber nicht mehr mit Sicherheit feststellen läßt. Die Pilger steigen am Tor der Moschee von ihren Kamelen und werden da von den Fremdenführern empfangen. Sofort beginnen sie nun mit dem Besuche der Kaaba, die sie, nachdem sie den schwarzen Stein geküßt haben, siebenmal umwandeln, wobei auch der andere heilige Stein, der ebenfalls in der Kaaba eingemauert ist, mit der Hand berührt, aber nicht geküßt wird. Zum Schluß wird nochmals der schwarze Stein geküßt. Nach Vollendung dieses ersten Besuches der Kaaba wird der Gebetsstandplatz Abrahams, der ja nach Mohammed das ganze Heiligtum gegründet haben soll, besichtigt und dabei das übliche Gebet verrichtet, dann Wasser aus dem heiligen Zamzambrunnen getrunken. Und nun begibt sich der Pilger durch das Safator hinaus vor die Stadt auf den Rennweg, um den heiligen Lauf vorzunehmen. Er steigt den Hügel Safa hinan, wo er den Ruf „Allaha akbar“ ausstößt und das übliche Gebet spricht, dann steigt er herab und geht in langsamem Schritt die Straße hinauf gegen die Plattform Marwa, bis er sechs Ellen vom sogenannten grünen Wegzeichen (einem grünen Pfeiler in der Tempelwand) angekommen ist; hier geht er in schnelleren Lauf über, bis er die zwei weiteren Wegzeichen erreicht, wo er wieder ein langsameres Tempo einschlägt und die Marwaerhebung besteigt, ebenso wie

vorher den Safa. Dies ist ein Lauf; ihrer sind sieben erforderlich, um die Zeremonie zu vollenden. Sie bilden den ersten Teil der Wallfahrtszeremonien und nehmen die ersten sieben Tage des Wallfahrtsmonats in Anspruch.

Der zweite und wichtigere Teil fällt auf den achten, neunten und zehnten Tag des Dhu-ul-Hiddscha.



Zeltstadt im Tale Mina.

Da die folgenden Zeremonien etwas kompliziert sind, unterrichtet der Imam am siebenten nach dem Mittagsgebet die Pilger in denselben. Am ersten der drei nun folgenden Festtage, also am achten des Monats, bricht die ganze in Mekka versammelte Pilgermenge nach Sonnenuntergang nach dem ungefähr zweieinhalb Stunden entfernten Mina auf. Alles ist natürlich im weißen Pilgergewand, barfuß und unbedeckten Hauptes, fortwährend ertönt der Ruf: „Labbaika allahomma!“

aus Tausenden von Kehlen. Am Eingang des von Hügeln eingefaßten, steinigen Talbeckens von Mina ist die Moschee Alhaif, wo Abraham begraben sein soll. Diese wird besucht, dann führt der Weg weiter in östlicher Richtung bis zur Ebene von Arafat, deren Beginn durch zwei Pfeiler oder richtiger Mauern gekennzeichnet ist. Dort lagern sich die Pilger unter Zelten, welche die ganze Talebene bedecken. Tags darauf werden dann die heiligen Stellen auf dem Berge Arafat besucht. Gegen drei Uhr nachmittags findet dann die große Prozession zur Bergpredigt statt, wobei der Prediger, auf einem Kamel sitzend, wie der Prophet bei seiner letzten Predigt tat, eine lange Ansprache hält, die alle Pilger anzuhören verpflichtet sind, und die erst mit Sonnenuntergang endet.

Damit sind die Arafatzeremonien beschlossen und alles eilt nun so bald als möglich nach Mina zurück. Hier wird am nächsten Tag, also am zehnten des Wallfahrtsmonats, ein Festgottesdienst abgehalten und nach demselben beginnt die Zeremonie des Steinwerfens. Jeder Pilger hat von Mozdalifa, einem steinigen Tal hinter Mina, dreimal sieben Steine mitgenommen und in sein Pilgergewand eingebunden. Am Ende des Dorfes Mina befindet sich ein hoher und breiter Strebepfeiler, der sich an eine mächtige Steinmauer anlehnt. Hier werden die ersten sieben Steinchen gegen den Teufel geworfen und ebenso bei jedem der zwei noch folgenden Pfeiler weitere sieben, worauf man sich das Haar schert, das man sich bisher hat wachsen lassen, das Pilgergewand ablegt und die gewöhnliche Kleidung wieder anzieht. Nach dem Steinwerfen wird ein Opfertier geschlachtet; dasselbe wird mit dem Kopfe gegen die Kaaba gewendet und unter dem Ausruf: „Im Namen Gottes, Gott ist der größte" wird ihm die Kehle durchgeschnitten. Hierauf eilt

alles nach Mekka, um der durch die Schlachtung von Tausenden von Opfertieren verpesteten Luft zu entfliehen. Gleich bei der Rückkehr begibt man sich in die Moschee, um die Festpredigt anzuhören und die siebenmalige Umwanderung der Kaaba vorzunehmen.

Damit ist die lange Reihe der Wallfahrtszeremonien zu Ende. So abergläubisch uns dieses eigentümliche Ritual auch vorkommen mag, der Moslim, getragen von Begeisterung und heiliger Freude, vollführt es mit solcher Gewissenhaftigkeit und solchem Ernste, daß der englische Reisende Burton, dem wir obige Schilderung verdanken, wohl mit einiger Übertreibung bemerkt, er habe noch nirgends so feierliche und eindrucksvolle Zeremonien gesehen wie in Mekka.

Daß die meisten Pilger, besonders die aus fernen Ländern herbeigekommenen, diese in den allermeisten Fällen wohl erste und letzte Anwesenheit in der heiligen Stadt auch dazu benützen, alle übrigen Heiligtümer aufzusuchen und zu verehren, versteht sich von selbst. Ein großer Teil läßt natürlich diese Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne auch dem Grabe des Propheten in Medina einen Besuch abzustatten.

Für Mekka selbst ist dieser Jahr für Jahr sich wiederholende Massenzufluß von Fremden eine Lebensfrage. Der ganze Wohlstand der Stadt beruht auf ihrem Charakter als Hauptwallfahrtsort des Islam. Freilich bringen diese Pilgerfahrten auch große Gefahren mit sich. Die gewaltigen Menschenansammlungen aus aller Herren Länder, aus allen Völkerrassen, die da tage- und wochenlang gezwungen sind, enge aufeinander zu wohnen, haben nicht selten ansteckende Krankheiten im Gefolge, und es ist schon vorgekommen, daß bis an die vierzig Prozent sämtlicher Pilger gestorben sind. Es ist zu hoffen, daß durch die Fertigstellung der Hedschasbahn auch in dieser Beziehung

Wandel geschaffen und diesen Mißständen nach Kräften abgeholfen wird.

Drittes Kapitel.

Die Beduinen.

Den Kern und Grundstock des arabischen und damit überhaupt des semitischen Volkselementes bilden heute noch so gut wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden die Kinder der Wüste, die Beduinen (vom arab. bedu, Plural von bedawi = Wüstenbewohner). Ihnen gehört auch in unsern Tagen noch, wo doch die Welt so ziemlich unter die Kulturmächte aufgeteilt ist, die größere Hälfte der Halbinsel, jener öde und unfruchtbare Teil Arabiens, um den sich wegen seiner trostlosen und unwirtlichen Bodenverhältnisse noch keine zivilisierte Nation beworben hat. Dort, wo sich über unabsehbare Strecken hin Wüste an Steppe und Steppe an Wüste reiht, dort ist die Heimat dieser Naturkinder, an der sie mit allen Fasern ihres Herzens hängen. Dort ziehen sie jahraus, jahrein heute noch geradeso wie in altersgrauer Zeit mit Weib und Kind, mit ihren Herden und Zelten von einem Weideplatz zum andern, von einer Oase zur andern, genügsam und zufrieden mit der kärglichen Nahrung, die ihnen die traurige Heide bietet, der väterlichen Lebensweise treu wie kein anderes Volk der Erde, voll Selbstgefühl und Stolz auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Sie stellen das rassenechte Semitentum dar und sind sich dessen auch gewissermaßen bewußt; mit Verachtung blicken sie auf die Hadari d. h. diejenigen ihrer Stammesgenossen, die sich der Kultur angeschlossen und seßhaft geworden sind und durch Anerkennung eines Fürsten oder Sultans gleichsam ihrer Freiheit



Alte arabische Ansiedlung am Wüstenrand.

sich begeben haben. Und doch ist auch im Herzen dieser trotzigen Kinder der freien Natur ein mächtiger Drang tätig, der sie unwillkürlich zur Kultur und Zivilisation hinzieht. Mehr als einmal haben sie, wie wir gesehen, im Laufe der Jahrtausende die Kulturländer Vorderasiens überschwemmt und sind dann selbst der Zivilisation, die sie so sehr haßten und verachteten, erlegen. Und auch heute noch kann man das gleiche Schauspiel, wenigstens im kleinen, immer wieder beobachten, wie sich ein Stamm nach dem andern am Rande der Wüste häuslich niederläßt, allmählich zum Ackerbau übergeht und so nach und nach Anschluß sucht und findet an die freilich teilweise auch noch recht bescheidene Kultur in den Gebieten längst der Westküste der Halbinsel.

Die Sitten und Gebräuche der Beduinen zeichnen sich aus durch urwüchsige Einfachheit und nahezu unwandelbare Stetigkeit. Im großen und ganzen sind die Beduinen des heutigen Arabien noch die getreuen Abbilder ihrer Vorfahren, die vor Jahrhunderten und Jahrtausenden die gleichen Weideplätze absuchten, die gleichen Oasen bevölkert haben. An der von den Vätern ererbten Lebensweise hängen sie mit solcher Zähigkeit, daß selbst der Übergang zur Seßhaftigkeit, die Übernahme einer hohen Kultur, nicht alle Spuren des ehemaligen Nomadentums zu verwischen vermag, und man wird weder die heutigen, in Arabien selbst und den übrigen Ländern des Islam ansässigen Araber noch die semitischen Kulturvölker des Altertums und Mittelalters richtig beurteilen, wenn man nicht im Auge behält, daß es einstmalige Beduinen, Kinder der arabischen Wüste sind.

Der Stetigkeit ihrer Lebensweise hat auch der Islam keinen Eintrag getan, der ihnen von Mohammed aufgedrungen wurde. Wohl kein Volk im



Modernes Araberdorf bei Port Said.

ganzen Bereiche des Islam kümmert sich in der Praxis so wenig um dessen religiöse Vorschriften wie die Araber selbst d. h. die Beduinen. Manche Stämme verrichten höchstens die vorgeschriebenen Gebete und diese lassen sie vielfach durch ein paar Vertreter für den ganzen Stamm verrichten. Die meisten Stämme führen zwar zwei oder drei Mollas mit sich, die aber mehr als die Sekretäre des Scheichs zu fungieren haben denn als die religiösen Lehrer und Leiter ihres Volkes.

Die eigentliche Religion des Beduinen besteht in der Pietät gegen seine Familie. Die Zugehörigkeit zu ihr und weiterhin zum Stamme bildet für ihn die Lebensnorm. Die Pflichten, die aus dem Verhältnis zu den Geschlechts- und Stammesgenossen entspringen, sind die heiligsten, die er kennt, und diese erfüllt er unentwegt und unter allen Umständen. In dem Verhältnis zur Familie und zum Familienverband, dem Stamme, wurzelt auch seine Moral. Bekannt sind die vier Hauptglaubenssätze der Beduinenmoral: „Ehre den Frauen, Achtung dem Greise, Freigebigkeit dem Armen, Recht für alle!", deren Anwendung sich aber in der Praxis eben meist auf die Geschlechtsgenossen beschränkt; der Fremde an sich gilt als rechtlos, als Feind, soweit er nicht durch das Recht der Gastfreundschaft sich in den Schutz der Familie und damit des ganzen Stammes gestellt hat.

Körperlich sind die Beduinen ein starkes, kräftiges Geschlecht. Durch die beständigen Gefahren der Einöde, durch die brennende Glut der Sonne, durch die Stürme der Wüste und die nie endenden Kämpfe mit feindlichen Stämmen werden sie fortwährend abgehärtet, so daß diese hageren, stolzen Gestalten vielleicht die stärksten und dabei die genügsamsten Menschen der Erde sind. Tagelang schreiten sie unter den stechendsten Sonnenstrahlen im heißen Wüstensande

neben ihren Kamelen einher und nehmen dann am Abend mit der größten Zufriedenheit ihr kärgliches Mahl ein, das vielleicht in nichts anderm besteht als einigen Datteln und einem Schluck Wasser.

Der ständige Aufenthalt in Gottes freier Natur hat ihre Sinne zu einer bewundernswerten Schärfe ausgebildet. Unter ihren buschigen, schwarzen Augenbrauen schauen ein Paar dunkle, feurige Augen hervor, die mit einer außerordentlichen Sicherheit die Weite der



Arabischer Bauer beim Pflügen.

Wüste durchmessen. In einer Entfernung, bei welcher der Europäer auch mit der größten Anstrengung nichts zu erkennen vermag, hat das scharfe Auge des Beduinen schon die Zahl der nahenden Reiter erkannt. Aus den Fußspuren ersehen sie, ob ein Freund oder Feind den Weg gegangen ist, aus der Regelmäßigkeit der Schritte, ob er ermüdet war oder nicht, aus der Tiefe des Eindrucks, ob er eine Last trug oder ohne solche wandelte. Ihr Scharfsinn grenzt oft an das Wunderbare; wo Hunderte von Fußtapfen sich kreuzen, wissen sie die Spur ihres Kamels herauszufinden.

Die Hautfarbe des Beduinen ist dunkel, in Südarabien fast schwarzbraun, dagegen eher hellgelb im Norden der Halbinsel; sein Haar ist schwarz und dick; das Auge dunkel und feurig; das Gesicht schmückt eine Adlernase, das Wahrzeichen des semitischen Stammes. Sowohl der Gesichtsausdruck als auch die ganze Körperbildung ist edel, gedrungen und wohlproportioniert. Die Kleidung des Beduinen besteht aus einem grobwollenen Hemd, welches durch einen Gürtel um die Lenden zusammengehalten wird; darüber wirft er den weißen, wollenen Mantel. Der Kopf wird durch den Turban vor den sengenden Sonnenstrahlen geschützt; die Füße sind meist bloß, nur selten durch Sohlen gegen den heißen Wüstensand geschützt.

Der Grundzug des Beduinencharakters ist ein ausgeprägtes Selbstgefühl und Stolz auf seine Abkunft, auf die Ehre seines Stammes und auf seine Freiheit. Daher seine tiefe Verachtung gegen den Bauern, der sich im Kulturland ansiedelt und sich so seiner Freiheit begibt, der seine Familie der Gefahr aussetzt, vom Stammesverband losgerissen zu werden und durch Vermischung mit fremden Elementen ihre Reinheit zu verlieren. Familie und Stamm sind es eben auch, die dem Beduinen Sicherheit gewähren für seine Person, für sein Hab und Gut, die im Falle einer Verletzung des ungeschriebenen Rechtes der Wüste eintreten für den einzelnen und ihm zu seinem Rechte verhelfen.

Diese Zugehörigkeit zu einem Stamm mit bestimmten Verpflichtungen gegen denselben beeinträchtigt aber durchaus nicht die Freiheit des Beduinen. Der an der Spitze stehende Scheich oder Emir, dessen Würde gewöhnlich in einer angesehenen Familie erblich ist, ist keineswegs ein Stammesfürst in unserm Sinne. Seine Autorität den Gliedern des Stam-

mes gegenüber reicht nur soweit als sein Ansehen, das sich gründet auf seine edle Abkunft, auf seinen Reichtum und auf persönliche Eigenschaften, vor allem Tapferkeit, Freigebigkeit und Beredsamkeit. Nie darf er es wagen, einen strikten Befehl zu erteilen, seine richterlichen Entscheidungen sind nur Vergleichungsvorschläge, und wenn er den Stamm nach außen zu vertreten hat, so wird er nie verhandeln, ohne sich mit seinem Stamm oder wenigstens mit den Familienhäuptern eins zu wissen. Er ist nicht einmal ohne weiteres der Anführer seines Stammes im Kriege. Dieser wird in der Regel in jedem einzelnen Falle gewählt und oft genug fällt die Wahl nicht auf den Stammesfürsten. — Die Kehrseite dieses die Beduinen so scharf charakterisierenden Selbstgefühles ist ein unversöhnlicher Haß gegen jeden wirklichen oder auch nur eingebildeten Feind. Diese Rachsucht, die nicht eher ruht als bis strenge Widervergeltung geübt ist, ist es auch, die das uralte, unausrottbare Institut der Blutrache gezeitigt hat und immer noch aufrecht erhält. Für Blut



Südaraberin aus Aden.

muß wieder Blut fließen. Mag der Täter vorsätzlich oder aus Versehen gehandelt haben, ist ganz gleichgültig, die Familie des Getöteten und sein Stamm ruhen nicht eher als bis entweder der Mörder selbst oder ein anderer aus seiner Familie als Sühnopfer gefallen ist. Der Islam hat zwar versucht, hier Abhilfe zu schaffen und den Verheerungen, die die Blutrache nur allzuoft anrichtet, Einhalt zu tun; es wurde ein Wehrgeld von 100 Kamelen festgesetzt. Allein der echte Beduine betrachtet es heute noch als Ehrensache, kein Sühnegeld zu nehmen, sondern die Blutrache zu vollziehen. Das Schlimmste an der Sache ist, daß die Fehde gar oft auch dann noch kein Ende nimmt, wenn die Tat durch einen neuen Mord gesühnt sein sollte. Jetzt glaubt sich nämlich die andere Familie zur Blutrache verpflichtet und so geht der Krieg von neuem los. Nicht selten ziehen sich derartige Blutfehden Jahrzehnte hin und die für die Beduinen charakteristische Erscheinung, daß die einzelnen Stämme fast beständig einander in den Haaren liegen, hat nicht zum wenigsten ihren Grund in dieser unseligen Auffassung des alten Rechtes der Blutrache. Doch ist diesen ewigen Blutfehden wenigstens eine zeitweilige Schranke gesetzt durch das uralte, vom Islam von neuem geheiligte Institut der vier heiligen Monate, in welchen alle offenen Feindseligkeiten strenge untersagt sind. Durch diesen auch von den Beduinen gewissenhaft gehaltenen Gottesfrieden allein ist ein friedlicher Verkehr zwischen den einzelnen Stämmen, sind die großen religiösen Versammlungen und Wallfahrten, verbunden mit großen Jahrmärkten, möglich geworden. Übrigens hat gerade die oben geschilderte strenge Auffassung von der Pflicht der Blutrache auch wieder ihre gute Seite. Eben weil die Tötung eines Menschen oft so langwierige und blutige Fehden nach

sich ziehen kann und erfahrungsgemäß schon ganze Stämme ruiniert hat, suchen die Beduinen bei ihren



Beduine.

Kriegen oder besser gesagt bei ihren Raubzügen und Überfällen (Razzia, daher unser Razzia), denn Krieg

in unserm Sinne gibt es kaum, jegliches Blutvergießen sorgfältig zu vermeiden.

Von den Tugenden dieser stolzen Wüstenritter, wie man die Beduinen zutreffend genannt hat, ist die hervorstechendste ihre vielgerühmte, auch von europäischen Reisenden schon wiederholt erprobte Gastfreundschaft. Obwohl der Beduine trotz aller Mäßigkeit kaum selbst genug Lebensmittel hat für sich und die Seinigen, so übt er doch die Gastfreundschaft, die ihm seine Ehre und die uralte, geheiligte Sitte gebieten, unter allen Umständen. Wer in das Zelt eines Beduinen tritt, ist mit Leib und Gut sicher im Schutz des Besitzers und wird von ihm aufs freigebigste bewirtet; ja, wenn er nur einen einzigen Beschützer in irgend einem Stamme hat, so wird er damit der Gastfreund und Schutzbefohlene aller Stämme, welche mit jenem Stamme in Freundschaft stehen. Diese unbegrenzte Gastfreundschaft bildet den Hauptruhm des freien Beduinen und seine Haupttugend; er setzt seine Ehre darein, sie unter keinen Umständen zu verletzen, und trägt kein Bedenken gegebenenfalls sogar sein Leben für die Sicherheit seines Gastes aufs Spiel zu setzen.

Unverändert wie die Wüste selbst haben sich auch, wie bereits bemerkt, die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner erhalten. Noch immer wird auf der Handmühle das Getreide gemahlen, das sie von ihren am Rande der Steppe ansässigen Stammesvettern kaufen, und in Schläuchen Wasser und Milch mitgeführt. Noch immer schweifen sie mit Lanze und Schwert bewaffnet auf dem flüchtigen Pferde oder dem geduldigen Kamel umher. Erst in neuerer Zeit haben auch Feuerwaffen Eingang gefunden in die Zelte der Wüste; aber der Besitz einer in Europa längst ausgedienten Luntenflinte oder gar eines Revolvers bedeutet für



Eine Beduinenkarawane

den „modernen" Beduinen ein Kapital, ähnlich wie es für den „antiken" Sohn der Wüste der Besitz eines Panzers war und noch ist.

Wie in alter Zeit bildet auch heute noch den Hauptreichtum des Beduinen seine Kamelherde. Das Kamel, das „Schiff der Wüste", das vier Tage lang im Sande maschieren kann ohne des Wassers zu bedürfen, ist der unzertrennliche Begleiter der Menschen in der Wüste; ohne dasselbe wäre eine Existenz in diesen unwirtlichsten Gegenden der Erde schlechterdings unmöglich. Das Kamel liefert dem Beduinen so ziemlich alles, was er nötig hat, Wolle und Leder für Kleidung, Wohnzelt und Hausgeräte, Milch, das Nationalgetränk der Araber zur Stillung des Durstes, und Fleisch zur Nahrung; ja sogar der Kamelmist findet seine Verwendung, er bildet das gewöhnliche Brennmaterial in der holzarmen Steppe und wird daher sorgfältig gesammelt. Daraus erklärt sich auch die ungemein zärtliche Zuneigung, die der Beduine zu seinem Kamel hat und die uns sonst ganz unverständlich ist. Neben dem Kamel hält sich der Beduine meist auch eine kleine Herde Schafe und Ziegen, hauptsächlich um Butter zu gewinnen, da sich die Kamelmilch nicht buttern läßt.

Bekannt und berühmt sind die edlen arabischen Pferde. Sie werden hauptsächlich im Nedsched und in Oman gezüchtet, aber nicht in so großer Anzahl, wie man sich gewöhnlich vorstellt. Für den Beduinen der Wüste ist ein Pferd meist ein zu teuerer Besitz; nur wohlhabendere können sich diesen Luxus leisten und nicht selten kommt es vor, daß zwei ein Pferd zusammen besitzen und es abwechselnd benützen. So ein Tier repräsentiert eben für den Beduinen ein Kapital und wird darum mit äußerster Schonung behandelt. Geschätzt werden seine Dienste besonders in

der Schlacht. Denn hier ist das Kamel nicht recht brauchbar; kommt es doch vor, daß es sich gerade in dem Augenblick, wo der Reiter seiner Dienste am notwenigsten bedürfte, ohne weiteres niederlegt und ihn so in ganz unmißverständlicher Form zum Absteigen einladet.

Unverändert wie die Lebensweise und die Besitzverhältnisse des Beduinen ist auch sein Wohnort, der Mittelpunkt seines Familienlebens, das Zelt. Dasselbe ist seiner Konstruktion nach höchst einfach, im übrigen nach Stämmen verschieden. Das des Scheichs, das geräumigste im Lager, besteht aus schwarzem Ziegenhaar und wird durch Seile oder Riemen an neun Pfählen befestigt, von welchen die mittleren drei eine Höhe von sieben, die je drei Seitenpfähle eine solche von anderthalb Meter haben. Das ganze Zelt ist ungefähr acht bis zehn Meter lang, drei Meter breit und im Innern durch einen weißen, wollenen Teppich, der quer durchgezogen ist, in zwei Abteilungen geschieden. Die eine derselben gehört den Frauen und enthält die Kochgeräte, Butter, Wasserschläuche usw., die andere wird von den Männern bewohnt. In seinem Zelte ist der Beduine äußerst träge; die Fütterung des Pferdes und das Melken der Kamele sind seine einzige Beschäftigung; die übrige Zeit, soweit sie nicht die Jagd oder irgend ein Raubzug in Anspruch nimmt, sitzt er vor seinem Zelt und raucht sein Pfeifchen oder er spricht bei einem Nachbarszelt vor, besonders wenn er merkt, daß dort ein Fremder angekommen ist, von dem er Neuigkeiten erfahren könnte. Alle Arbeit innerhalb des Zeltes, also die Hausarbeit im eigentlichen Sinne — Kochen, Waschen, Weben, Anfertigung der Kleider usw. — verrichtet die Frau mit ihren Töchtern.

Entsprechend der Behausung ist auch das Haus-

gerät äußerst einfach und, wozu schon das viele Wandern drängt, auf das Allernötigste beschränkt. Eine Matratze ist Sofa, Stuhl, Tisch und Bett. Um beim Transportieren nicht zu schwere Lasten zu haben, sind eine Menge Gegenstände aus Leder angefertigt, namentlich die Wasser- und Milchschläuche. Zum Kochen hat man große Kupferpfannen, zum Zerstoßen der Kaffeebohnen hölzerne Mörser, zum Zerreiben des Getreides Handmühlen. Das Brot ist ungesäuert und hat die Form von Kuchen, die auf erhitzten Blechen oder Steinen gebacken werden.

Die Hauptmahlzeit wird bei Sonnenuntergang abgehalten, wobei der Fußboden, über den man eine Decke breitet, als Tisch dient. Hier sitzt die ganze Familie mit gekreuzten Beinen um einen großen Topf, der für gewöhnlich Reis, Mehl- und Milchspeisen enthält. Fleisch gibt es in der Beduinenfamilie ziemlich selten; nur bei besonderen Anlässen, z. B. wenn ein Gast anwesend ist, wird ein Schaf oder eine Ziege geschlachtet. Zuweilen gestattet auch ein glücklicher Fang auf der Jagd eine üppigere Mahlzeit.

Des Abends, wenn sich der Stamm um seine Zelte gelagert hat, gibt es mannigfache Unterhaltung. Lieder und Tänze wechseln mit hübschen Anekdoten und Märchen. Die einsame, stille Wüste, der Sternenhimmel der schweigenden Nacht, der so herrlich ist in der Wüste, vermag auch die sonst infolge der einförmigen Umgebung ziemlich stumpfe Phantasie des Wüstensohnes in Schwung zu setzen und dichterisch anzuregen. So kommt es, daß nicht nur jeder einzelne eine Anzahl Lieder auswendig weiß, sondern sich auch bestrebt selbst zu dichten; und je besser ihm dies gelingt, desto größer ist sein Ansehen bei den Stammesgenossen. Schon die gewöhnliche Umgangssprache der Beduinen ist sehr bilderreich. Freilich



Beduinenfrauen vor dem Zelte mit Weben beschäftigt.

sind es nur wenige Begriffe, die der Bewohner der einförmigen Steppe kennt, aber für diese wenigen steht ihm eine Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung, die uns in Erstaunen setzt. Hat er doch für sein Lieblingstier, das Kamel, nicht weniger als etwa 100 verschiedene, zum Teil sehr poetische Bezeichnungen. Wie in den Tagen Mohammeds die Dichter von Stamm zu Stamm wanderten und besonders auf den großen Jahrmärkten zu Okaz in edlem Wettstreit das Lob ihres Stammes sangen, so gibt es auch bis heute noch in der Wüste wandernde Sänger, die von Lager zu Lager ziehen, den Krieg und die Freundschaft, die Liebe und die Freiheit in ihren Liedern feiern und den Gesang mit einer Art Zither begleiten.

Die Beduinen sind Nomaden in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes; sind sie doch fast das ganze Jahr hindurch in beständiger Bewegung. Die Natur ihres Landes selbst zwingt ihnen diese Lebensweise auf, indem sie ihnen an ein und demselben Orte immer nur für einige Tage oder im besten Fall für ein paar Wochen den Unterhalt bietet. Aber man würde weit fehlgehen, wenn man sich dieses Nomadentum so vorstellen würde, daß die einzelnen Stämme stets unstet und planlos in der Wüste umherirrten. Im Gegenteil, genau genommen sind die meisten Beduinenstämme ebenso bodenständig wie nur irgend ein Kulturvolk. Es gibt Stämme, welche jahrhundertelang den gleichen Weidebezirk innehaben und ihn gewissermaßen als ihr Eigentum betrachten, nur daß sie nicht ansässig sind, weil sie eben je nach der Jahreszeit ihren Aufenthaltsort innerhalb des Bezirkes fortwährend verändern müssen. Unter normalen Umständen weidet jeder Stamm Jahr für Jahr die gleichen Weideplätze in regelmäßiger, durch die Jahreszeit bedingter Reihenfolge ab und all diese Weideplätze zusammen

bilden dann seinen Weidebezirk, den er im gewissen Sinne als Heimat und Vaterland betrachtet. Freilich werden diese Regelmäßigkeit in den Wanderungen und der durch Gewohnheit und Nutznießung festgelegte Besitzstand der einzelnen Stämme nur allzu oft gestört durch außerordentliche Witterungsverhältnisse, durch blutige Stammesfehden und andere äußere Umstände, wodurch nicht selten ganze Stämme oder einzelne Teile solcher weit weg von ihren angestammten Weideplätzen verschlagen werden.

Für gewöhnlich besteht also das Wanderleben dieser Wüsten- und Steppenbewohner darin, daß sie jahraus, jahrein mit Sack und Pack von einem Weideplatz zum andern ziehen. Nach der Beschreibung eines Arabienreisenden sieht so ein Zug eines auf der Wanderung befindlichen Beduinenstammes folgendermaßen aus: Fünf bis sechs Mann reiten dem eigentlichen Trupp einige Stunden weit voraus, um zu erspähen, ob alles sicher sei. Dann folgt die Hauptmasse, ein Schwarm, der bei einer Breite von ungefähr anderthalb Stunden noch eine Länge von etwa einer Stunde einnimmt. Bewaffnete Reiter und Kameltreiber, 100 bis 150 Schritte von einander entfernt, bilden die Front des Zuges. Ihnen folgen grasend, wo sie ein verstohlenes Büschelchen finden, die Kamelstuten mit ihren Jungen; hinter diesen kommen die mit den Zelten und Vorräten beladenen Lastkamele und zuletzt die mit den Weibern und Kindern. Diese sitzen auf Sätteln von der Gestalt einer Wiege, über die zum Schutze gegen die Sonne Vorhänge gespannt sind. Die Männer reiten ohne sonderliche Ordnung teils an den Seiten, teils im Zuge selber umher. Keiner von ihnen ist zu Fuß, außer einigen Hirten, welche die Schaf- und Ziegenherden hinter dem Haupttrupp hertreiben.

So bewegt sich der Zug durch die Wüste und Steppe, bis er endlich am neuen Lagerort ankommt. Ist ein Bach in der Nähe, so schlägt man die Zelte in drei bis vier Reihen hintereinander auf, während sich im Winter d. h. in der Regenzeit, wo es weder an Wasser noch an saftiger Weide fehlt, der ganze Stamm über die weite Ebene ausbreitet, so daß zwischen den einzelnen Abteilungen von drei bis vier Zelten sich oft Zwischenräume von einer halben Stunde befinden.

So durchziehen diese frischen, abgehärteten, genügsamen Kinder der Natur heute noch wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden die endlosen Wüsten und Steppen der arabischen Halbinsel. Wenn man sie so sieht in ihrer urwüchsigen Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, so möchte man es kaum für möglich halten, daß dieses Volk je berufen war oder noch berufen sein könnte, eine weltgeschichtliche Rolle zu spielen. Und doch hat das Semitentum, dessen Kern und Urtypus die arabischen Beduinen darstellen, wie die im vorliegenden Büchlein dargebotene Skizze zu zeigen suchte, in und außerhalb Arabiens eine Kraft entfaltet, wie es die Geschichte nur wenigen Völkern nachzurühmen weiß, hat sich in politischer, kultureller und nicht zum mindesten in religiöser Hinsicht einen großen Teil der Welt unterworfen. Mehr als einmal hat dieses ewig jugendkräftige Naturvolk, aus den öden Steppen Arabiens kommend, Vorderasien eine neue Bevölkerung gegeben und auf dem eroberten Boden eine Kultur gezeitigt, deren Fäden heraufreichen bis in unsere moderne Zeit. Seit der letzten großen arabischen Wanderung unter dem Banner des Propheten scheint es allerdings, als ob die semitische Völkerkammer für immer erschöpft und mit dem übrigen vorderen Orient in dauernde Stagnation übergegangen sei. Allein wenn nicht alle Zeichen trügen, beginnt

es sich im Innern der Halbinsel wieder mehr und mehr zu regen, ein neues, tatkräftiges Geschlecht scheint herangewachsen zu sein und vielleicht ist es früher oder später dem arabischen Volksstamm noch einmal beschieden, seine weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen, die alte Welt neuzubevölkern und neuzubeleben und eine neue Kultur erstehen zu lassen auf dem altehrwürdigen, durch die Fußtapfen seiner Vorfahren geheiligten Boden Vorderasiens und Nordafrikas.



Naturwissenschaftliche Jugend- u. Volksbibliothek.



1. **Der Weltbau und sein Meister.** Von Jos. Nießen. 2. Auflage. Mit 11 Illustrationen. Broschiert M. 1.50, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 2.—.
2. **Im Reiche der Blumen.** Von Jos. Nießen. 2. Aufl. Mit 30 Illustrationen. Broschiert M. 2.—, in elegant. Original-Leinwandband M. 2.50.
3. **Treue Freunde in Haus und Hof.** Von Heinr. Bals. 2. Auflage. Mit 19 Illustrat. Broschiert M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M 1.70.
4. **Kunsthandwerker im Tierreich.** Von Jos. Nießen. Mit 38 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegant. Original-Leinwandband M. 1.70.
5. **Lustige Musikanten in Feld und Wald.** Unsere Singvögel in Wort und Bild Von Heinr. Bals. Mit 17 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.
6. **Im Telegraphen- und Telephonbureau.** Von Wilh. Engeln. Mit 20 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
7. **Wetterpropheten.** Von Johann Bendel. Mit 29 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.
8. **Staatswesen und Staatsleben im Tierreiche.** Von Heinr. Bals. Mit 18 Illustrat. Broschiert M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
9. **Vogelwanderleben.** Von Joh. Bendel. Mit 14 Illustrationen. Broschiert M 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70
10. **Wanderungen der Pflanzen.** Von Frz. Neureuter. Mit 45 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.
11. **Blumenlese aus meinem Biologischen Herbar.** Von Jos. Nießen. Mit 30 Illustrat. Brosch. M. 2.—, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 2.50.
12. **Krieg und Frieden im Tierreiche.** Von Heinrich Bals. Mit 14 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
13. **Unsere Nahrungsmittel vor Gericht.** Von W. Dierks. Mit 22 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
14. **Aus dem Wunderreiche der Elektrizität.** Von Wilh. Engeln. Mit 20 Illustrat. Broschiert M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
15. **Vogelpolizei.** Von Johann Bendel. Mit 25 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.
16. **In der Heuernte.** Von J. A. Ulsamer. Mit 32 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.
17. **Auf der Fuchsjagd.** Von Franz Neureuter. Mit 20 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.
18. **Das Mikroskop und seine Anwendung im allgemeinen.** Von R. Handmann S. J. Mit 52 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.



Jedes Bändchen ist ein Ganzes und einzeln käuflich.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Naturwissenschaftliche Jugend- u. Volksbibliothek.



19.

20.

21.

22.

23.

24.

25.

26.

27.

28.

29.

30.

31.

32.



Jedes Bändchen ist ein Ganzes und einzeln käuflich.
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Naturwi
Jugend- u.



33. **Kampf ums Dasein im Pflanzenreich.** Von L. Hofinger. Mit 74 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.

34. **Aus der Alpenwelt.** Von **Karl Kollbach.** Mit 12 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.

35. **Das Leben der Ameisen und ihrer Gäste.** Von H. Schmitz S. J. Mit 47 Illustrat. Broschiert M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.

36. **Am Meeresstrande.** Von **Jos. Nießen.** Mit 23 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, elegant gebunden M. 1.70.

37. **Die Natur im Spätherbst und ihr Eindruck auf den Menschen.** Von **Eduard Boode.** Mit 22 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.

38. **Der Gesang des Vogels.** Von **Johann Bendel.** Mit 28 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegant. Original-Leinwandband M. 1.70.

39. **Die vulkanischen Erscheinungen.** Gemeinverständlich dargestellt von **Professor Dr. E. v. Filek.** Mit 22 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.

40./41. **Das Süßwasser-Aquarium.** Seine Herstellung, Einrichtung, Besetzung und Instandhaltung. Von **Dr. Friedr. Knauer.** Mit 88 Illustrationen. Broschiert M. 2.40, in elegantem Original-Leinwandband M. 3.40.

42. **Altes und Neues vom Monde.** Von **Dr. F. K. D. Müller.** Mit 21 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.

43. **Die Biene, ihr Leben und ihre Pflege.** Von **Fr. Rechtschmied.** Mit 40 Illustr. Brosch. M. 1.20, in elegant. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.

44. **Waldpoesie.** **Wanderungen durch den deutschen Wald.** Von **Dr Karl Wald.** Mit 37 Illustrationen. Broschiert M. 120, in elegantem Original-Leinwaudband M. 1.70.

45. **Aus der kleinen Welt des unbelebten Stoffes.** Von **R. Handmann S. J.** Mit 67 Illustrationen. Broschiert M. 2.40, in elegantem Original-Leinwandband M. 3.—.

46. **Land-, Wasser- und Lufttiere.** Ein Kapitel über den Körperbau der Tiere. Von **Franz Neureuter.** Mit 62 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.

47. **Das Wasser im Dienste des Menschen.** Von **Christoph Musmacher.** Mit 75 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.

48. **Unsere heimischen Nattern und Ottern.** Von **Dr. Friedr. Knauer.** Mit 10 Vollbildern, 23 Textbildern und 2 Tabellen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Jedes Bändchen ist ein Ganzes und einzeln käuflich.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.